Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



November

Der Führer im befreiten Sudetenland

Aufn.: Scherl

Nr. 2 / 1938

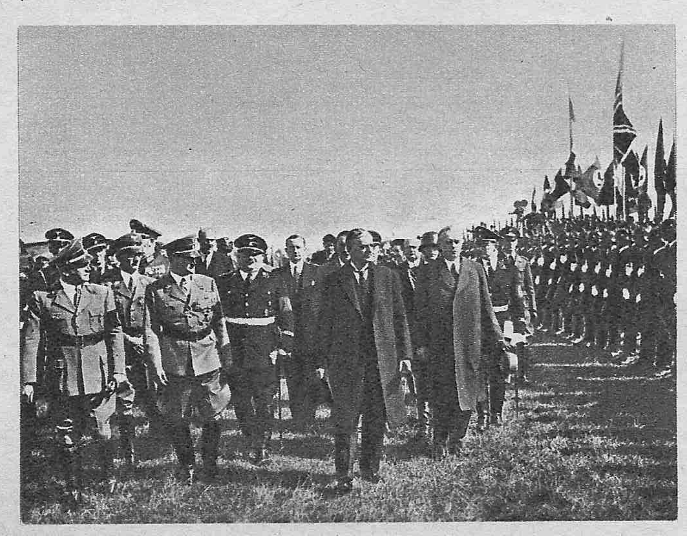
HENRICH HANSEN

Männer machen die Geschichte

Die Sudetendeutschen sind nun heimgekehrt ins große Deutsche Reich, und wir alle haben in diesen letzten Wochen und Monaten teilhaben können an dem großen Geschehen. Aus jeder Zeitung drangen in den schlimmsten Tagen die Notschreie der gequälten deutschen Brüder zu uns. Jeder Rundfunkapparat meldete von dem Schreckensregiment der Tschechen, und wer in den Flüchtlingslagern stand, dem schilderten die Brüder die Leiden, die sie unter der Fremdherrschaft zu erdulden hatten. Der Führer hatte diesen Menschen seine Hilfe versprochen. Er hatte der ganzen Welt verkündet, wenn unseren Brüdern drüben jenseits der Grenzen nicht ihr Recht würde, so wäre er bereit, ihre Leiden zu beenden, indem er das Recht hole.

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß nach dem großen Weltkrieg immer dann, wenn deutschen Menschen in der Welt ein Unrecht geschah, die Welt dazu schwieg. Wenn man aber glaubte, daß irgendein Jude in Deutschland, der sich als Verbrecher entpuppt hatte, ein Unrecht geschah, nahm alle Welt an diesem angeblich so gequälten Volk Anteil. Wir haben erlebt, wie in der nun längst heimgekehrten Ostmark deutsche Menschen an den Galgen gebracht wurden, nur weil sie für ihr Vaterland eintraten. Wir haben dann im Sudetenlande aus eigener Anschauung melden können, wie dreieinhalb Millionen unschuldiger Menschen unter dem Standrecht standen, daß Mord, Gewaltherrschaft unter ihnen lebten und sich dennoch die Welt vollkommen still dazu verhielt. Niemand hörte auf die Schreie der Gequälten, das Weltgewissen schwieg. Wir alle aber hier im Reiche fühlten mit unseren Brüdern, ohne ihnen helfen zu können. Nur einer fand die Kraft und den Mut, sich gegen die ganze Welt zu stemmen und für die Rechte unserer Brüder einzutreten: Der Führer! Die Zeitungen in aller Welt versuchten nun die klaren Worte des Führers auf dem Reichsparteitag, aus denen eindeutig hervorging, daß er nichts als nur das Recht für die Sudetendeutschen forderte, in das Gegenteil zu verdrehen. Sie sagten, Deutschland wolle mit Krieg und Gewalt die Welt unterdrücken. Es waren vor allen Dingen die Juden, die so versuchten, die Meinung aller Staaten gegen Deutschland zu stellen, und in der Tat, fast wäre es ihnen gelungen, den Weltbrand, d. h. den Weltkrieg zu entfesseln. Denn überall an den Grenzen standen Truppen bereit, gegen Deutschland zu marschieren, wenn es die Qual seiner Brüder beenden wollte. Deutschland hatte nichts zu fürchten. Unsere starke Wehrmacht und die Fürsorge des Führers und seiner Helfer hatten dafür Sorge getragen, daß Deutschland wie eine Festung jedem Ansturm standhalten konnte. Dennoch wäre unermeßliches Elend und Leid über die Welt gekommen, wenn jene wahnwitzigen Verbrecher ihr Ziel erreicht hätten, die Welt gegen Deutschland zu hetzen.

Der Führer hatte in den letzten Jahren einen großen Freund gewonnen: Benito Mussolini, den Duce des jungen Italien. Diese beiden Männer hatten in ihrem eigenen Lande einst erfahren müssen, was verantwortungslose Hetzer, die mit Moskaus Geld oder vom Judentum bezahlt, für Unglück über ein Volk bringen können. Aus zerrissenen Völkern hatten sie geschlossene Nationen geschaffen. Aus Not und Elend Wohlstand der Völker erreicht, und aus den schwachen Ländern der Nachkriegsjahre waren Weltmächte geworden. Es ist immer so gewesen in der Geschichte, daß nur starke Männer in der Lage sind, ein Volk zu regieren und ihm Größe zu bringen. In den schweren Tagen, da die Welt gegen uns stand, hatte Mussolini als einziger zunächst den Mut, zu erklären, Deutschland sei in seinem Recht, wenn es die Freiheit seiner geknechteten Brüder fordert. Er werde treu, auch wenn der Krieg käme, zum Führer stehen. Das Verhängnis des Weltkrieges jedoch schien sich nicht mehr verhindern lassen zu können. Da faßten auf Einladung des Führers hin, der den Frieden wollte, zwei Staatsmänner – Chamberlain, der englische, und Daladier, der französische Ministerpräsident – den Entschluß, sich mit dem Führer und Mussolini zusammenzufinden und den Frieden zu wahren. Wer um diese Zeit die Stimmung der Engländer gegen Deutschland und die der Franzosen gegen uns kannte, weiß, was diese Tat der beiden Minister bedeutete. Zwei große Staatsmänner fanden sich mit den beiden größten dieses Jahrhunderts in München zu einer Besprechung zusammen. München ist die Hauptstadt der Bewegung. Diese Stadt ist reich an geschichtlichen Ereignissen aus früheren Zeiten. Sie ist auch reich an Geschehen in der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung. Und hier in dieser Stadt,



Premierminister Chamberlain nach der Ankunft in München-Oberwiesenfeld



Ministerpräsident Daladier und Reichsaußenminister von Ribbentrop

im Führerbau, trafen sich die vier Männer, um eine geschichtliche Tat zu vollbringen, die einmalig ist. Der Führer, Mussolini und Daladier sind Männer, die einst selber im Trommelfeuer des Weltkrieges im Kampf für ihr Volk bluteten, Frontkämpfer im wahrsten Sinne des Wortes, einsatzbereit, mutig und doch friedliebend. Wer vier lange Jahre, wie diese Männer, in den Schlachten gestanden, der weiß wohl, was ein Krieg zu bedeuten hat, und eben aus dieser Erkenntnis heraus fanden sich diese Frontkämpfer zusammen mit dem englischen Ministerpräsidenten, der ein langes Leben im Interesse seines Volkes gelebt hatte. Sie wollten den Frieden, und in dieser geschichtlichen Stunde, als die vier Männer sich zum ersten Male gegenüberstanden, da hatte der Bolschewismus und das Judentum, die während der ganzen Monate zum Kriege gehetzt hatten, ihre größte Schlacht verloren. Wer Führer einer Nation sein will, muß den Mut zu großen Entschlüssen haben. Er muß sich nicht fürchten vor schweren Verantwortungen und darf nicht klein sein, wenn ihm die Verantwortung schwerer Entscheidungen zugeschoben wird. Die ganze Welt, soweit sie vom ehrlichen Friedenswillen durchdrungen ist, bezeugt heute, daß diese vier Männer in jener Besprechung zu München mehr für das Wohl der gesamten Welt getan haben als Millionen andere, die wohl vom Frieden sprechen, aber den Krieg meinen. Die Münchener Zusammenkunft wird in das Buch der Weltgeschichte eingetragen werden als eine jener großen Stunden, da Männer Geschichte machten. Was der Führer gefordert, wurde anerkannt und damit nicht nur der Frieden in der Welt gesichert, sondern auch unseren geknechteten Brüdern die Freiheit wiedergegeben. Ein ungeheurer Jubel scholl den vier Staatsmännern entgegen, als sie durch München fuhren. Groß war der Jubel, als die fremden Ministerpräsidenten ihre Hauptstädte betraten. Niemand, der diese Stunde miterlebt hat, wird sie aus seiner Erinnerung streichen können. Niemand wird vergessen können den unendlichen Jubel der Münchener Bevölkerung, der dem Führer und dem Duce, die sich als erste getroffen hatten, entgegenhallte, und die freudigen Willkommensgrüße an Chamberlain und Daladier. Niemand aber auch, der drüben in England oder Frankreich war, wird die Stunde missen mögen, als die beiden Staatsmänner heimkehrten. Doch es ging in dieser Münchener Besprechung noch um Größeres, als allein um die berechtigte Heimkehr der Sudetendeutschen ins Mutterland. Aus den Besprechungen des Führers mit Chamberlain erwuchs etwas ganz Neues. Diese vier Männer erklärten im Namen ihrer Völker, daß sie künftig gewillt seien, zusammen freundschaftlichst alles das zu regeln, was die Welt heute noch in Unruhe versetzt. Und das war die zweite und vielleicht größte geschichtliche Tat der Münchener Zusammenkunft. Wir wußten längst, daß der Führer und Mussolini alle Fragen zwischen Deutschland und Italien in Offenheit und Freundschaft besprechen und regeln. Man hatte aber nicht gehofft, daß die Stunde nahe war, in der auch die beiden demokratischen Staaten ihre Bereitwilligkeit erklärten, nunmehr neue Wege für eine Zusammenarbeit zu suchen. Wer die demokratischen Länder kennt, weiß, daß in den Parlamenten auch die schönsten und größten Gedanken zerredet werden können und es des größten persönlichen Mutes eines Staatsmannes bedarf, sich gegen die Meinung des Parlamentes durchzusetzen. So muß denn dankbar anerkannt werden, daß Chamberlain und Daladier ihre Bereitwilligkeit zu einer großen Wende der europäischen Politik freudigst dokumentierten. Niemand weiß, was die Zukunft bringt, und niemand auch, wie das Leben der Völker sich einst entwickeln wird. Wohl aber wissen wir, an dem Beispiel des Führers und Mussolinis gemessen, wenn Männer in unbeugsamem Glauben an ihre Aufgaben und in fanatischer Liebe zu ihrem Volke an ihre Arbeit herangehen, dann ist das Wohlergehen nicht nur eines Volkes, sondern aller Völker gesichert. Die Geschichte gibt uns durch die Jahrhunderte ein Beispiel dafür, wie immer dann die Völker zerfielen und es um den Frieden in der Welt schlecht bestellt war, wenn schwache Staaten nebeneinander lebten. Groß aber und ruhig waren die Zeiten, wenn starke Männer das Schicksal der Völker in ihren Händen trugen. Die Münchener Zusammenkunft ist nun schon in die jüngste Geschichte der Völker eingegangen, und wenn nach vielen Jahrhunderten die Jugend aller Welt zu den Geschichtsbüchern greift, um das Leben ihres Volkes zu erfahren, dann wird das Kapitel, in dem die Zusammenkunft der Männer in München beschrieben ist, unter der Überschrift stehen müssen:

Männer machen die Geschichte!



Der Führer und der Duce

Aufnahmen: Scherl

Konrad Henleins Lebensweg

Seit einem Jahr finden wir den Namen Konrad Henlein fast täglich in allen Zeitungen Europas, angegriffen und verleumdet von den einen, verteidigt und unterstützt von den anderen. Nach dem Anschluß der Ostmark an das Altreich beginnt das Kesseltreiben der tschechischen und jüdisch-demokratischen Presse gegen den Mann, der in unerschütterlicher Treue und Einsatzbereitschaft die Sudetendeutschen einigte und den Weg in die Freiheit vorbereitete.

In Reichenau bei Gablonz im östlichen Nordböhmen stand seine Wiege. Dort wurde Konrad Henlein am 6. Mai 1898 geboren. Schon als Junge stand er in der völkischen Turnbewegung Österreichs, die sich 1904, nach der Einführung des Arierparagraphen, von der allgemeinen deutschen Turnerschaft getrennt hatte. Von der Schulbank weg zog Konrad Henlein ins Feld und geriet mit dem Rest seines Regiments in italienische Gefangenschaft. Nach dem Kriege trat er als Beamter in ein völkisches Geldinstitut ein. Während dieser Jahre war Konrad Henlein als Bezirks- und Gaudietwart im Jeschken-Isergau des Sudetendeutschen Turnverbandes tätig. 1925 berief ihn der älteste und angesehenste Turnverein Böhmens, der Turnverein in Asch, zu seinem Turnlehrer.

Führer des jungen Geschlechtes

Konrad Henlein, der als junger Turnlehrer in der westlichsten Stadt Böhmens, hart an der Grenze des Reiches, stand, sah seine Arbeit nicht nur von der rein turnerischen Seite her. Er nahm mit Sorge die zerrissene Lage des Sudetendeutschtums wahr und erkannte klar, daß die sudetendeutsche Schicksalsfrage zunächst eine Erziehungsfrage war. Völkische Gesamterziehung bringt Stetigkeit in die Entwicklung eines Volkes. Konrad Henlein begann diese gesamtvölkische Erziehung mit der Neuformung des Turnverbandes: Die körperliche und die geistig-seelische Erziehung bildete für ihn eine untrennbare Einheit. Er wandelte den Turnverband zum sudetendeutschen Erziehungsverband um. In der von ihm gegründeten Ascher Turnschule schuf er die turnfachliche Hochschule der sudetendeutschen Leibeserziehung. Die von ihm herangebildeten Turnführer wurden Erzieher und Menschenbildner.

In der Eger Volksbücherei verabschiedete sich dann Konrad Henlein einige Jahre später als Verbandsturnwart vom Egerland-Jahnmal-Turngau. Im grauen Turnerrock standen die Jungen vor ihm, hörten seinen Rechenschaftsbericht und vernahmen seine Ziele. Der sprach, war ein Mensch mit wunderbar klaren Augen und herzlichem Gemüt. Einfach und schlicht in seinem Wesen, in seiner Rede, in seiner ganzen Haltung. Es war immer die gleiche, unbeirrbare Zuversicht, Entschlossenheit und Tatkraft, die aus seinem Gesicht redete. Seine Persönlichkeit ließ ihn zum Führer der sudetendeutschen Turnbewegung werden. Nach dem größten Mannschaftstreffen des Sudetendeutschtums, dem Verbandsturnfest in Saaz im Jahre 1933, galt Konrad Henlein unstreitig als der Führer einer aufbrechenden Gemeinschaft. Saaz wurde zum Fanal des völkischen Aufbruchs.

Die Prager Regierung geht daran, die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei aufzulösen. Ihre Führer, die durch lange Jahre unter Einsatz ihrer Persönlichkeit für die Freiheit des Sudetenlandes gekämpft hatten, befinden sich hinter Kerkergittern. Die anderen sind durch unerhörte Polizeimethoden politisch mundtot gemacht. Eine tschechische Verfolgungswelle ist über das Sudetenland hereingebrochen. Suchend blickt das gequälte Volk nach einem Führer, der dem Chaos zu steuern vermag. Da tritt Konrad Henlein vor! Am 1. Oktober 1933 erläßt er von der Gaststätte „Ewiges Licht“ in Eger aus seinen historischen Aufruf an die Sudetendeutschen. Und siehe: Wer nicht durch Polizeiverordnungen behindert ist, stellt sich seiner Bewegung zur Verfügung. Trotz Haß und Terror von tschechischer und marxistischer Seite ersteht in der „Sudetendeutschen Heimatfront“ eine gewaltige Volksbewegung. 1 250 000 Stimmen etwa erhält Konrad Henlein bei den Maiwahlen 1935. Das sind mehr als zwei Drittel aller deutschen Stimmen. Das ist die Antwort des Sudetendeutschtums auf den tschechischen Terror und die Revolverschüsse des feigen marxistischen Gesindels. Henleins Partei, die SdP., wird zur stärksten Partei des Staates überhaupt. Fassungslosigkeit überkommt die Tschechen. Ungeheuer ist der Eindruck des Wahlsieges in der Öffentlichkeit. Von diesem Tage an rechnet die Welt mit Konrad Henlein.

Am 1. September 1935 stehen im nordböhmischen Haida über hunderttausend Sudetendeutsche vor Konrad Henlein. Arbeiter, Bauern, Kaufleute, Gelehrte. Es gibt keinen Unterschied mehr in dieser Gemeinschaft der Hungernden und Leidenden. Und Konrad Henlein spricht: „Wir stehen hier vor der größten Kundgebung, die unser Staat jemals gesehen hat. Hier steht nicht eine Partei, hier steht die Verkörperung eines neuen Lebenswillens und Lebensglaubens, eine Volksbewegung, die bis zum letzten bereit ist, das Recht, das uns in der Verfassung und in den Minderheitenschutzverträgen verbürgt ist, zu erkämpfen. Wir sind durch unseren Kampf und durch unsere Disziplin eine europäische Angelegenheit geworden, und wir werden solange eine europäische Angelegenheit bleiben, als wir einig sind. Wir wollen aus eigener Kraft mithelfen, daß die Not wenigstens einigermaßen gelindert wird. Wir fordern aber, daß der Staat einen gleichen Opferwillen zeigt; denn, ist der Staat nicht willens oder nicht fähig, die Not zu mildern, dann muß er uns die Möglichkeit geben, durch ein großes internationales Hilfswerk unsere Brüder und Schwestern vor dem Verhungern zu bewahren.“ Das Echo dieser gewaltigsten Kundgebung im tschecho-slowakischen Staate aber hallte durch Europa.

Der Weg zur sudetendeutschen Einheit

Es folgen die Kundgebungen, die Meilensteine sind auf dem Wege zur sudetendeutschen Einheit: Reichenberg, Warnsdorf, Eger, Leitmeritz, Teplitz-Schönau. Am 23. Februar 1936 legt Konrad Henlein im Festsaal des Deutschen Hauses in Prag ein verpflichtendes Bekenntnis zur gesamtdeutschen Kultur und Schicksalsgemeinschaft ab: „Dem kulturellen Schaffen unserer Heimat, die wir über alles lieben und deren Dienst wir uns bis zum letzten geweiht haben, wollen wir wiederum Bahn brechen. Nur so wird sie nach einer Zeit geistiger und seelischer Zerrüttung wieder zu ihren Lebensquellen zurückfinden, zu dem innersten seelischen Erlebnis, das uns Deutsche in aller Welt zu der großen und unlöslichen Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes verbindet. Die Einheit des deutschen Geistes kann und darf nicht erschüttert werden; denn wir sind Deutsche und werden nie etwas anderes sein, welches Schicksal uns die Zukunft auch bereiten mag.“

Noch einmal umreißt Konrad Henlein im Februar 1937 in seiner großen Aussiger Rede die Forderung des Sudetendeutschtums nach umfassender und ausreichender Selbstverwaltung. Im April 1937 bringen seine Abgeordneten im Prager Parlament sechs Gesetzesanträge ein, die auch in der internationalen Öffentlichkeit als Vorbild für eine befriedigende Lösung aller Volksgruppenfragen Anerkennung finden. Im April 1938 stellt Konrad Henlein noch einmal seine acht Forderungen als Grundlage zur Neuordnung der innerstaatlichen Verhältnisse klar heraus. Am 7. Juni werden diese Forderungen als Memorandum der Sudetendeutschen Partei an die tschecho-slowakische Regierung übermittelt. Die Tschechen haben dieses Memorandum nie beantwortet, sondern setzten mit einem Terror ohnegleichen gegen die SdP. und ihren Führer ein, der in einem Steckbrief gegen Konrad Henlein gipfelte.

Nachdem nun am 1. Oktober deutsche Truppen in Vollstreckung eines europäischen Urteils von den sudetendeutschen Gebieten Besitz ergriffen haben, hat der Leidensweg und das Lebenswerk Konrad Henleins seine Krönung gefunden. Der Führer hat Konrad Henlein zum Reichskommissar für die befreiten Gebiete ernannt und damit dem Führer der Sudetendeutschen seinen Dank und seine Anerkennung ausgesprochen für die Verdienste um das gesamtdeutsche Volk. eg.



Zeichnung: Paul Klose

Reichskommissar Konrad Henlein

Der Führer des Sudetendeutschtums

Deutscher November

Der November ward zum deutschen Schicksal, er ward zur deutschen Not, zum deutschen Leid und rang sich durch zur deutschen Hoffnung, bis daß er zur Feier ward. Nun strahlt er im Lichte deutscher Freiheit!

1918 Die Waffen ruhten, mußten ruhen. Die Feldgrauen lagen in ihren Löchern und harrten der Entscheidung. Grau in grau schaute der Tag in den Novemberhimmel, grau in grau schlich die Entscheidung die Männer an. Manch einer wurde unruhig, aber sie warteten, raunten sich zu, daß alles nicht wahr sei, daß Gerüchte die Front verwirren, schwankend machen sollten.

Dann sprang der Befehl die Männer an. Das Unheil, der Zusammenbruch, war Wirklichkeit. Sie lächelten matt, packten in Ruhe ihr Rüstzeug, traten an und stapften rückwärts, zur Heimat. Ihre Gesichter waren fahl, versteinert. Nur manchmal huschte ein unheimlich ernstes Lächeln über ihre Züge hin und verzerrte sie zur Grimasse. Dann zuckten sie die Achseln und höhnten: „Ach so . . ."

Wie ein grauer Streifen zog sich die Marschfront ostwärts. Vorbei an den großen Totenfeldern, durch zerschossene Städte und Dörfer. Sie ließen alles hinter sich, die Dörfer und die schweren Erinnerungen, sie überschritten die Schwelle zum Reich, über den Rhein, der noch immer — ein silbernes Band durch hügeliges Waldland — seinen Weg nahm, ohne zu ahnen, was geschehen.

Jenseits des Stromes ward das Gerücht zur Kunde vom Unheil. Da rückten sie näher zusammen, die Feldgrauen, und bildeten einen grauen Wall, eine lebendige Mauer. Sie kannten die Städte nicht mehr, nicht die Dörfer und Flecken, in denen sie aufgewachsen waren. Sie verstanden und erkannten die Menschen nicht, die sich links und rechts am Wege aufpflanzten, herausfordernd, frech, und die trotz aller Unverschämtheit verstummten, als die graue Marschfront nahe war.

Doch sie bahnten sich ihren Weg, ohne viel Widerstand zu finden, sie kehrten heim in ihre Häuser, küßten schweigend die Mutter, das Weib, die Kinder — und starrten auf ihren Rock, der grau war, grau wie die Novembertage. Aber sie zogen den Rock nicht aus, sie trugen ihn weiter und wußten warum, ohne Abmachung, ohne Befehl. Sie wußten es . . .

Der graue Nebel wich langsam. Aus der Tiefe, dem Morast, den Sümpfen der Verderbnis, stiegen rote Dämpfe auf und hüllten die Geister ein, verwirrten alles. Gestalten tauchten auf, fremdartig, Unruhe stiftend. Bald flammte hier Unheil auf, bald dort. Der Unruheherd wurde größer und größer, erstreckte sich weit ins Land, in die Städte und Dörfer. Am schlimmsten dort, wo inmitten der Fabriken, der Fördertürme und Schlote die Menschenmassen zusammengeballt zum Nichtstun verurteilt waren. Die Unruhe steigerte sich; schließlich lärmte es in den Straßen, auf den Plätzen; es schrie und tobte. Tücher, wie Fahnen geschwenkt, wehten über den Haufen; sie erschienen rot im Novembernebel. Aus dem Lärm, dem Geschrei wurde Zerstörung. Der Tag zerbarst. Die Wirrnis ward zum Chaos.

Die Männer im grauen Rock versahen daheim den Dienst. Sie hämmerten glühendes Eisen in den Fabriken und Werken, sie schlugen den schwarzen Diamanten in den Zechen und Gruben, sie führten den Pflug durch dunkle deutsche Erde. Oft drang das Geschrei bis zu ihnen. Ängstlich schauten die Frauen und Mütter auf die Männer und Jungen. Sie atmeten erst auf, als die Hände mit Spaten und Hammer weiter werkten.

Der November fiel zum Christmond. Ein neues Jahr brach an, ging seinen schnellen Weg ins Land: Das Chaos dauerte und dauerte. Da warfen die Männer die Flegel hin, legten Hammer, Schreibstift und Axt fort, knöpften den grauen Rock zu und drückten Frau und Kind zum Abschied. Die Straße nahm sie auf und spie sie an. Das Chaos schien stärker als sie. Da wandten sich viele ab, nahmen ihren Weg ins Grenzland, das von draußen bedroht war. Kameraden fanden sich wieder am Rhein, in der Pfalz, im Ruhrland, drückten sich die Hände im Baltikum. Am Annaberg ließen viele ihr Blut, in den Gefängnissen und Zuchthäusern zur Linken des Rheins waren sie dem Elend ausgesetzt. Die frei blieben, schlugen um so kräftiger zu, wenn die Stunde sich bot. Sie schützten in doppeltem Eifer die Wehrlosen, die Kinder, die Frauen und Mädchen. Sie hielten zusammen, sie sprachen nicht viel, man hörte wenig von ihnen. Ihre Taten lärmten nicht. Sie taten ihre Pflicht, obwohl die Pflicht als Verbrechen gezeichnet war. Ausgestoßen, verfemt fuhren sie durch die Lande. Bald hieß man sie so, bald so. Sie waren in Gruppen getrennt, Freischärler deutscher Not. Alle wollten das gleiche. Trotz der verschiedenen Namen, die sie trugen, waren sie doch eins: Kameraden. Ihr Ziel war, das Chaos zu beenden, niederzureißen, was Verrat groß werden ließ im Novembernebel.

1923 Noch herrschte Unruhe im Land. An der Ruhr stand der Feind. Da lief die Kunde von Mund zu Mund, von Mann zu Mann, von Korps zu Korps, daß im Süden des Reiches die Entscheidung fallen sollte. Einer von ihnen, ein Unbekannter im grauen Rock, hatte die Führung übernommen. Das Ziel ihres Marsches durch den November war, das Reich neu zu errichten. Der November schaute nicht mehr grau in den Tag. Die Gesichter der Männer hellten sich auf, erglühten in Hoffnung.

Achtmal erwachte der Novembertag und wartete auf die Männer, deren Zahl von Tag zu Tag



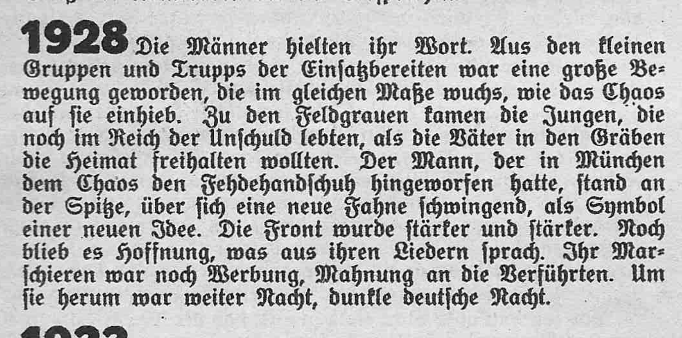
Die Feldherrnhalle

wuchs und wuchs. Ehe sich der November wieder zur Ruhe legte zum neunten Tag, war die Männerfront in Bewegung. In München hatte der Führer des nach ihm benannten „Stoßtrupps Hitler“ dem Reich der Schwäche und des Chaos den Krieg erklärt. Der Männer Waffen waren ihre Fäuste, sie marschierten, entschlossen zum Sieg, durch die Straßen der Stadt. Über ihnen die Fahnen und Banner, alte Fahnen als Sturmzeichen einer neuen Idee, unter der sie den Durchbruch in die bessere Zukunft erzwingen wollten. Dem Signal des Abends folgte ein Morgen, der die Straßen vom Marschtritt widerhallen ließ.

Da blitzten am Odeonsplatz, vor der Feldherrnhalle, Schüsse auf und krachten in den Novembertag. Die Männer in den ersten Reihen zuckten nicht, auch nicht, als sie die Kameraden rechts und links fallen sahen. — Doch das Chaos war noch stärker als sie. Sechzehn Tote, Väter, Söhne und Brüder blieben auf dem Platz. Die andern höhnten in bitterem Lächeln: „Ach so...“ Verrat hatte sich mit dem Chaos verbündet und die Tat erdrosselt. Die Sechzehn spürten deutsche Erde auf ihren Särgen, fühlten diesen letzten, stummen Gruß der Kameraden als ein Versprechen.



Die Ehrentempel der Bewegung Aufnahmen: Marlo



1928 Die Männer hielten ihr Wort. Aus den kleinen Gruppen und Trupps der Einsatzbereiten war eine große Bewegung geworden, die im gleichen Maße wuchs, wie das Chaos auf sie einhieb. Zu den Feldgrauen kamen die Jungen, die noch im Reich der Unschuld lebten, als die Väter in den Gräben die Heimat freihalten wollten. Der Mann, der in München dem Chaos den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, stand an der Spitze, über sich eine neue Fahne schwingend, als Symbol einer neuen Idee. Die Front wurde stärker und stärker. Noch blieb es Hoffnung, was aus ihren Liedern sprach. Ihr Marschieren war noch Werbung, Mahnung an die Verführten. Um sie herum war weiter Nacht, dunkle deutsche Nacht.

1933 Des Chaos Ende war da. Noch schlich es heimlich in dunklen Gassen, noch hockte es in verborgenen Kammern und Stuben; aber es war verschwunden von den Straßen, die wieder hell und licht waren. Die Männer standen alle daheim, um sie geschart die Jugend mit blanken Augen. Da rief der November sie wieder in den Süden, an die Stätte, wo sie vor einem Jahrzehnt in den Kugelregen marschiert waren, wo sie sechzehn ihrer Besten lassen mußten. Sie fuhren nicht mehr heimlich, brauchten nicht den tarnenden Schutz der Vogelfreien, der Verfemten. Ihren Weg säumten Menschen, die ihnen zujubelten, aus Dank dafür, daß sie das Chaos gebannt hatten aus deutschen Landen. Die Gräber der Sechzehn von der Feldherrnhalle wurden zum Wallfahrtsort, der 9. November zum Gedenken an alle, die in den Jahren des Chaos gegen das Unheil gekämpft und dabei ihr Leben gelassen hatten. Ein Volk hatte den Weg zu sich selbst gefunden.

1938 Wieder geht der November ins Land. Wieder hüllen Nebel die Städte und die Dörfer in ihren grauen Mantel. Dieser Mantel ist wohl Hülle, aber er verhüllt nicht. Unter dem Nebelmantel atmet ein freies, starkes Volk. Was die Männer draußen in den Gräben des Todes erkämpfen wollten, wofür Millionen sich mit dem Tod vereinten, ist nun Wirklichkeit geworden. Das große Deutsche Reich ist erstanden!

Die Gesichter der Männer, die damals unheilumdüstert heimkehrten, spiegeln das Glück ihres Volkes wider. Das Reich ist erstanden! Schlagbäume, die Deutsche von Deutschen trennten, sind gefallen. Millionen Männer, Frauen und Kinder sind heimgekehrt ins Reich, in die Heimat aller Deutschen. Der hohe Kamm der Alpen ist wieder die natürliche Grenze, und hinter ihr lebt ein befreundetes, starkes Nachbarvolk. Das Land, dem die Sudeten ihren Namen gaben, steht wieder unter Waffenschutz des Reiches. Großdeutschland ist geworden. Ohne daß die Männer der großen grauen Front noch einmal die Axt mit der feuerspeienden Waffe vertauschen mußten! Ohne daß die Reihen der Jugend noch einmal im Kugelregen gelichtet wurden wie damals in jenen schrecklichen Novembertagen vor Langemarck! Deutsches Land wurde frei, weil e i n Mann aufstand, einer aus dem Heer der Unbekannten, ein einfacher Soldat im grauen Rock! Sein Wille schuf die Freiheit. Sein Wille zerschlug das Unrecht, das in den Jahren des Chaos das Reich zerstückelt hatte.

Wenn sich dieser deutsche November zum Julmond neigt, hat sich der Traum vom Reich erfüllt. Der November, den so oft Unheil umwitterte, ist zum November deutscher Freiheit, zum November der Einheit und der Stärke geworden. Zwei Jahrzehnte hat das Schicksal gebraucht, um sich wieder zum Guten zurückzufinden. Zwanzigmal mußte es in Deutschland November werden, bis endlich dieser November das Sehnen erfüllen konnte.

Hellmut Schwatlo.



Ewige Wache

Der Narr mit dem 7000-Mark-Hügel

Es ist uns schon zur Selbstverständlichkeit geworden: Man nimmt einen Wagen, gibt als Ziel den Flughafen an, löst seinen Flugschein, tritt auf den Flugsteig und wartet dort, bis die Maschine auf dem Rollfeld startfertig ist, um zehn oder zwanzig Passagiere an Bord zu nehmen. Der Motor heult auf, die Räder rollen über das Feld, verlassen den Boden, und höher geht es, immer höher in die Wolken. Bald liegt die Stadt unter uns. Wir erkennen die breiten, belebten Hauptstraßen, die runden oder eckigen Plätze, von denen strahlenförmig Straßen nord- und süd-, ost- und westwärts führen. Während langsam das Häusermeer unter uns verschwindet und Felder sichtbar werden, durch die kleine Bächlein bummeln, während Wälder mit Dörfern und Städtchen wechseln, die vom Himmel herab in die Landschaft gestreut scheinen, schauen wir gemächlich auf die Armbanduhr und stellen fest: 9.14 Uhr! Dann kommen wieder Felder mit Bächen, wechseln wieder über in Wälder und Heideland, dazwischen Siedlungen und Seen. Wir gewöhnen uns allmählich an dies wechselvolle Schaubild. Unsere Augen ermüden gar; wir greifen in die linke Rock- oder Manteltasche, holen die noch nicht gelesene Morgenzeitung oder ein Buch hervor, schmökern ein wenig, betrachten schließlich gelangweilt den Nachbarn zur Rechten oder zur Linken, den Vordermann. Und plötzlich spüren wir, daß einer der drei Motoren aussetzt. Wir überlegen ganz kurz: Eine Störung? Für Minuten interessiert, schauen wir durchs Fenster hinunter, erkennen die weiten Fabrikgelände, sehen die Schlote senkrecht zu uns heraufragen und Rauch in die Luft ringeln, und blicken abermals — in schmunzelnder Beruhigung — auf das Zifferblatt am linken Handgelenk und notieren flüchtig: 10.46 Uhr!

So sind wir Menschen des Maschinenzeitalters nun einmal. Wir wollen uns nicht mehr wundern. Wir stellen „so ganz nebenher" fest, daß unsere dreimotorige Ju. 52 zur Überbrückung der Entfernung von der Reichshauptstadt zum Ruhrgebiet eine Stunde und zweiunddreißig Minuten gebraucht hat. Wir denken uns nichts mehr dabei. Wir haben sogar gnädig geruht, in Gedanken kurz festzustellen, daß es doch eigentlich eine tolle Sache sei, so in knapp zwei Stunden fünfhundert Kilometer zu überbrücken. Aber wir haben gar keine Zeit gehabt (oder haben uns eingebildet, keine Zeit zu haben!), dem Gedanken Raum zu geben, daß vor gut vierzig Jahren ein Mann das in jahrzehntelanger, mühevoller Arbeit verwirklichen wollte, was wir heute als ein selbstverständliches Geschenk unserer maschinenbestimmten Zeit hinnehmen. Unsere Gedanken kommen kaum noch zu der Erkenntnis, daß sich dieser Mann dann mitten in seiner Arbeit das Rückgrat brach!

Kaum ein Fluggast erinnert sich daran, daß kurz vor der Jahrhundertwende ein Otto Lilienthal, einer unserer bedeutendsten Flugpioniere, in den Rhinower Bergen mit seinem Flugapparat sein Leben der Fliegerei geopfert hat. Die Wissenden nicken bei dem Namen Lilienthal und meinen schließlich: Das ist doch *schon* vierzig Jahre her!

Nein, nein, das ist *erst* vierzig Jahre her! Der größte Teil der Menschen, die heute unsere fünf Erdteile bevölkern, lebte schon zu Lilienthals Zeit. Allerdings, als die Tageszeitungen am 10. August 1896 davon berichteten, daß in den Rhinower Bergen am Tag zuvor der Ingenieur Otto Lilienthal bei einem Gleitflug von den Stöllner Bergen bei Rhinow abstürzte und mit gebrochenem Rückgrat liegenblieb, da war kaum einer — die engen Mitarbeiter und Freunde des unermüdlichen Arbeiters am großen Werk der Fliegerei ausgenommen —, der wirklich tief empfundenes Mitleid zeigte. Da schüttelten sie nur den Kopf, und dieses Kopfschütteln sollte sagen, daß es einem solchen Träumer, einem solchen Narren ganz recht geschehen sei. Kein Mensch könne an wider die Natur. Und die habe den Vögeln, den großen und den kleinen, die Luft angewiesen zur Fortbewegung, den Fischen das Wasser und den Menschen die Erde. Und eine hohe Obrigkeit tue recht daran, wenn sie diesen Unsinn verbiete. Das sei kein Beweis, daß es Menschen zu allen Zeiten zuwege gebracht hätten, Wasserwege für sie nutzbar zu machen; Wasser trage Balken, aber die Luft trage nicht einmal die Feder eines Vogels. Selbst die leichteste Feder zeige immer wieder den Drang zur Erde hin. So meinten die einfachen Geister, die sich nicht in den Nebel der Wissenschaft hüllten. Die andern aber sprachen von den physikalischen Gesetzen, die ihnen auf den höheren und Hochschulen beigebracht worden waren, und wiesen — weltweise — auf die Schriften hin, mit denen der große Helmholtz an die Öffentlichkeit getreten war und in denen er allen Versuchen der Menschen, sich mit eigener Kraft in die Luft zu heben, sein „Unmöglich" entgegensetzte.

Auch dieses „Unmöglich" fand seine Bezwinger. Zu ihnen gehörte Lilienthal! Wer war denn nun eigentlich dieser Narr, der sich durch einen Helmholtz nicht entmutigen ließ, der sich mit einem eisernen Willen zur Fortführung seiner Versuche bekannte?

Menschen, die sich in der scheinbaren Ausgeglichenheit ihrer alltäglichen Ordnung wohl fühlen, sind immer gern bereit, andere, die sich mit dem Vorhandenen nicht zufrieden geben und scheinbar Unmögliches erreichen wollen, für weltferne und weltfremde Narren zu halten. Sie stellen sich unter diesen meist Männer vor mit langen, wirren Haaren, seltsamen, vor Unruhe sprühenden Augen, die über ihrer Idee vergessen, daß es ringsum andere Menschen gibt, daß es einen Alltag gibt, der unerbittlich fordert, daß man ißt und schläft, daß man gefahrlose Arbeit tun muß, um Geld zum Weiterleben zu erhalten. Otto Lilienthal hatte nichts von alledem. Er stand mit festen Füßen in seiner Zeit. Er hatte einen Blick für viele Dinge, die rings um ihn geschahen.

Der Knabe Lilienthal, im Mai 1848 zu Anklam geboren, besuchte die Schule wie alle Gleichaltrigen, wechselte zum Gymnasium über, und als er dort sein technisches Interesse nicht befriedigen konnte, ging er zur Provinzial-Gewerbeschule in Potsdam. Nach gutem Examen bekam er seinen Arbeitsplatz in einer Fabrik, siedelte schließlich auf die Gewerbeakademie in Berlin über. 1870 zog er dann als Gardefüsilier in den Krieg. Heimgekehrt, versah er seinen Alltagsdienst als Ingenieur in einer Maschinenfabrik. Seine Flugstudien betrieb er nebenher in seiner Freizeit, die er dadurch ein wenig ausweiten konnte, daß er die Nachtzeit als Schlafzeit auf ein Mindestmaß zusammendrängte.

Das sah nun aber nicht etwa so aus, daß der Mann Lilienthal aus der Maschinenfabrik nach Hause kam, seinen Rock über die Stuhllehne warf, die Ärmel aufkrempelte, die blaue Schürze umband und sogleich in seine Werkstatt eilte. Lilienthal hatte noch für mancherlei andere Dinge Zeit, Dinge, an die niemand denkt, wenn der Name Lilienthal genannt wird. — Lilienthal war es beispielsweise, der den Steinbaukasten erfunden hat. Welcher Junge hat nicht gerne mit ihm gespielt und durch ihn gelernt?

Lilienthal war es, der als Maschinenfabrikant den Metallbaukasten schuf, jenes wunderbare Edelspielzeug, dessen wichtigste Bestandteile die lochreichen Flacheisen sind, die sich mit Hilfe von Schrauben und Muttern zu allerlei leichten und schwierigen Bauten zusammenfügen lassen.

Der Mensch Lilienthal war also kein lebensferner Träumer, kein Einsamer, der sich verkannt fühlte. Er stand seinen Mann, wohin immer er gestellt wurde. Auch die Art, wie er an seine fliegerische Aufgabe heranging, zeigt dies in einer starken Deutlichkeit. Für seine Flugversuche ließ er sich zum Preise von siebentausend Reichsmark einen etwa fünfzehn Meter hohen Berg bei Lichterfelde, wo heute das Lilienthalehrenmal steht, aufschütten. Von diesem Berg machte er seine Luftsprünge. Im Innern des Berges aber bewahrte er seine Flugapparate auf, von denen er stets mindestens drei gleichzeitig hatte. Ging einer zu Bruch, kam der nächste dran. Mißerfolge entmutigten ihn nicht, sie zeigten ihm nur, was noch unvollkommen war.

Wir alle, die wir das Fliegen bereits mit einer allzu großen Selbstverständlichkeit, als etwas Technisch-Gegebenes hinnehmen, wollen uns zum Schluß noch eins vor Augen halten: Der Ingenieur Otto Lilienthal hatte bis zu seinem Fliegertod im August 1896 bereits mehr als 2000 Flüge gemacht. Keine Überlandflüge, keine Ozeanüberquerungen, aber mehrere tausend Segelflüge bis zu 350 Metern, ohne die wir sicherlich viel später zu unserer fliegerischen Zeit gekommen wären!

Wir lesen in der Dezember-Ausgabe:

In einer Lappenschule (Bildbericht)
Kunz und Brosam (Eine heitere Erzählung)
Auf dem Gut in Krugsreuth (Besuch bei Graf Zedtwitz)
Das Winzerer Fähnlein (Eine Erzählung)
Briefmarken spiegeln die Welt
Verlorene Rohstoffe
Die Fortsetzung vom Till und noch vieles andere mehr

Die Jugendherberge Annaberg

Auf Fahrt

Nicht der Sommer allein mit seinen kurzen Nächten und seinen langen, sonnendurchglühten Tagen ist für uns Jungen Wanderzeit. Auch wenn der Herbst kommt, kann man den Affen packen und hinausziehen in das von Regenwolken verhangene Land. Wenn die Wolken dicht und dunkel am Himmel ziehen und der Wind die Birken biegt, daß sie mit ihren Zweigen nach dem Boden greifen, wenn die Felder abgeerntet sind und die Kartoffelfeuer verglühen, ist die Zeit zu Streifzügen durch die Heimat noch nicht vorüber. Unsere Heimat ist immer und zu allen Zeiten schön.

Wart ihr einmal in Oberschlesien, im Lande der Hochöfen und der rauchenden Schlote? — Hoch droben auf dem heiligen Berge des Landes, dem Annaberg, lädt die Jugendherberge zu Rast und Verweilen. Weit geht der Blick hin über Fördertürme und Grubenanlagen, Fabriken und Werke. Kohle und Eisen beherrscht hier das Feld. Aus Arbeitslosigkeit und Elend ist hier ein neues Leben entstanden. Unermüdlich Tag und Nacht dröhnen tief im Berge die Bohrer und die Preßlufthämmer. Schicht um Schicht fährt hier der Bergmann ein, stets umwittert von Gefahren für Leib und Leben. Manch einer, nein, nicht einer, Hunderte und Tausende, die in den Schacht fuhren, sahen den hellen Tag nicht mehr.

Schaut in die Städte hier, wo Werk an Werk steht, und dann zieht weiter und seid ehrfürchtig.

Seht, wenn ihr auf Fahrt geht, dann ist das nicht nur, um Schönes zu sehen, sondern auch um die Menschen unserer Heimat kennenzulernen. Laßt euch erzählen von den Kämpfen, die hier in Oberschlesien tobten, und von der Zeit, da sich das graue Gespenst der Arbeitslosigkeit breitmachte. Allzulange ist es noch nicht her. Hoch auf dem Annaberg steht eine unserer schönen, stolzen Jugendherbergen, zieht hin und schaut auf das Land Oberschlesien.

Aufnahmen: Dr. Westkamp



Gleich wird der Haken sitzen

Am Denkmal deutscher Freiheitskämpfer

Der schöne Mosaikkuppelbau

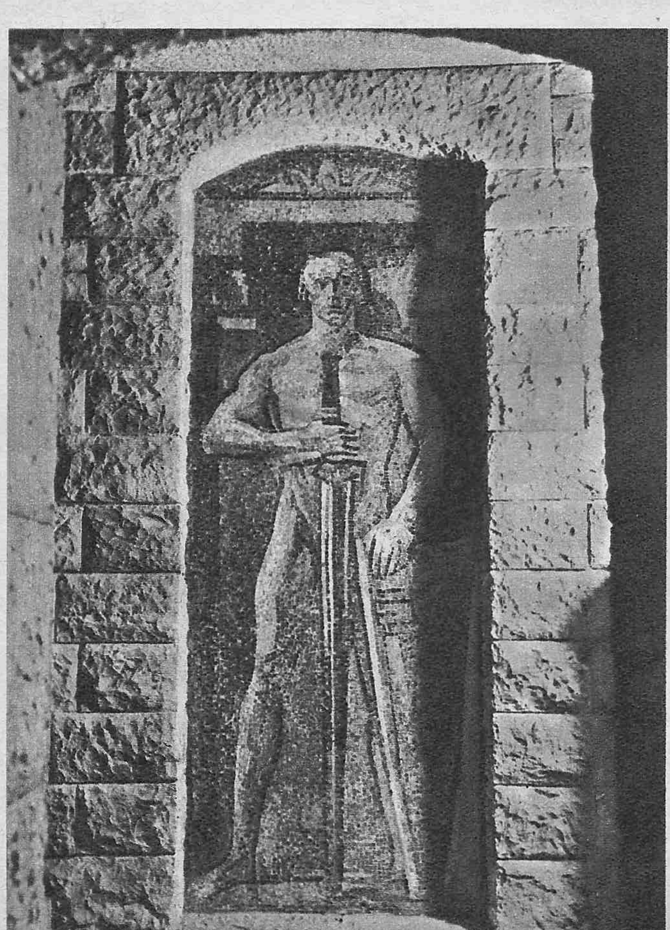
Mai 1921. Dunkle Nacht über Deutschland. Zerrissen ist das Land im Innern. An den Grenzen steht der Feind. Das deutsche Heer, das vier Jahre hindurch an allen Fronten kämpfte, litt und starb, besteht nicht mehr. Die stolze Flotte liegt auf dem Grunde des Meeres. Die Waffen sind zerbrochen. Armes Deutschland . . .

Nur ein paar lassen den Mut nicht sinken. Frontsoldaten, junge Arbeiter, Bauern und Studenten. Schon einmal haben sie gekämpft, als die Bolschewisten im Osten auf Landraub ausgingen. Wieder stehen sie auf, als es um Oberschlesien geht. Wieder formieren sich einzelne Verbände, Freikorps nennen sie sich. Und sie sind es auch. Auf eigene Faust sammeln sie sich, keine Regierung hat sie gerufen. Der Befehl kam aus ihrem Blut. Keine Regierung schützt sie, man will sie nicht. — Oberschlesien ist in Gefahr! Das ist ihre Parole. Schlageter ist unter ihnen und so manch anderer, der schon mehr als einmal seinen Kopf hinhielt und mit Blut zahlen mußte.

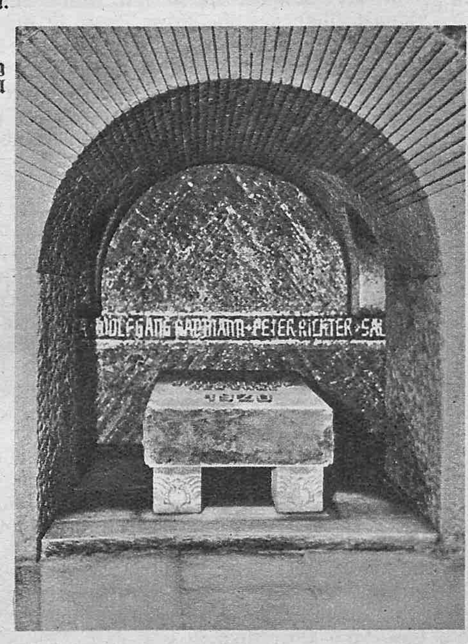
Mai 1921. Sie schützen die Grenze mit ihrem Leib. Oben auf dem Annaberg liegen fremde Aufständische, die im Schutz der Internationalen Kommission das Land rauben wollen, die das sogenannte Abstimmungsgebiet schon als ihr Eigentum ansehen und darin mordbrennen und plündern . . .

Die Freikorps treten an. Mitten unter ihnen der Bund „Oberland", Männer, die keine Waffen haben, die aber Fäuste besitzen, um die Waffen dem Gegner abzunehmen. Sie waren die letzten, die den nationalen Willen hochhielten, und die ersten, die den Weg in ein neues Reich fanden.

21. Mai 1921. Das ist der Tag des Sturmes auf den Annaberg. Hoch auf dem Berg haben die Aufständischen sich festgesetzt. Mit Geschützen und Maschinengewehren beherrschen sie das Oberland. Gogolin, Krappitz, Heydebreck und Kosel liegen in der Reichweite ihrer Batterien. Munition ist in Kisten aufgestapelt. So sicher wähnen sie sich, daß sie nur lässig ihre Wachen ausstellen.



In zwölf Nischen des Ehrenmales wurden 52 Freikorpskämpfer bestattet



Am Eingang zum Ehrenmal

Aufn.: Dr. Weskamp

Nachts um ein Uhr treten die Freikorpsmänner zum Sturm an. Waffen stehen ihnen kaum zur Verfügung. Ihre Ausrüstung ist unzureichend, ihre Stärke ist gering. Sie wird aufgewogen durch den Willen der Männer, sich durchzubeißen.

Schlageter führt.

Durch den Morgennebel geht es voran. Noch ahnt der Feind nicht, daß sich der Gegner bereits dicht an die ersten Posten vorgearbeitet hat. Da plötzlich Gewehrgeknatter. Maschinengewehre beginnen zu bellen, die Detonationen von Handgranaten erschüttern die Luft. Kommandos werden gerufen. Jäh ist die Morgenstille durchbrochen. Schlageters Leute greifen an. Die Maschinengewehrkugeln reißen gefährliche Lücken in die Reihen der Männer. Unermüdlich arbeiten sie sich vor. Es gelingt ihnen, Artillerie abzuschneiden und kampfunfähig zu machen. Es ist ein verbissenes Ringen, das sich um jeden Fußbreit des Berges abspielt. Eine Sturmabteilung gerät in einen Steinbruch und muß hier Stunden um Stunden im härtesten Feuer liegenbleiben. Eine Mine schlägt in die kleine Schar der Todgeweihten. Zwei Mann sacken zusammen . . . Ein MG. überschüttet sie mit einer Geschoßgarbe. Einer nach dem anderen sinkt um. Nach Stunden sind noch vier Mann übrig. Sie machen den letzten Versuch, den Platz zu räumen. Ein neues Maschinengewehr der Aufständischen bekommt sie von der Flanke zu fassen. Es rattert ein paar Sekunden, dann sind die letzten auch für immer ausgelöscht . . . Gefallen für Deutschland im Kampf um den Annaberg.

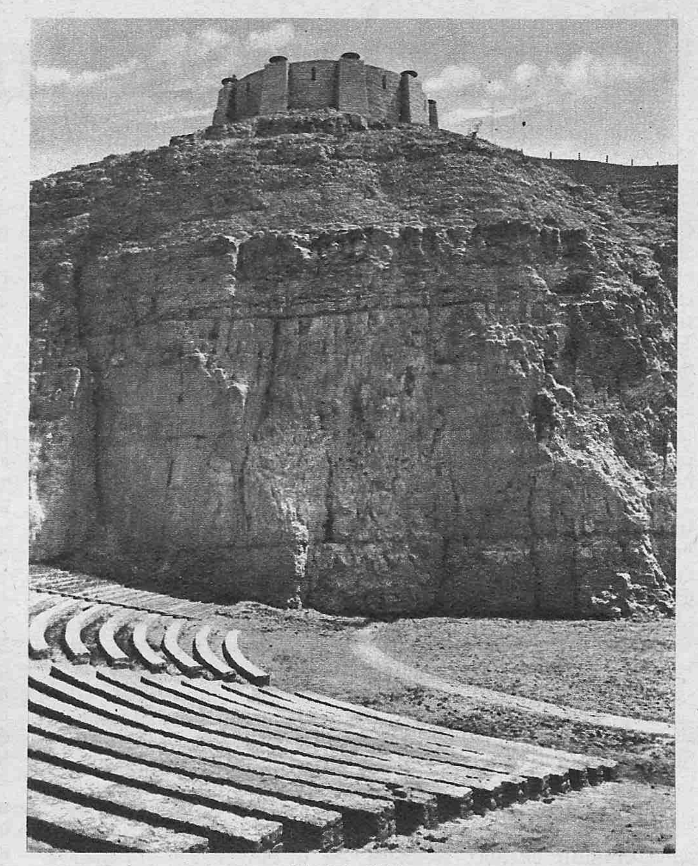
Aber trotz aller Verluste wird das Unmögliche Wirklichkeit. Das Freikorps siegt. Die „Oberländer" machen ihrer bayerischen Heimat Ehre. Zehnfache Übermacht wird von ihnen zurückgeschlagen. Um ein Uhr mittags ist der Annaberg, der heilige Berg des Oberschlesiers, wieder frei.

Am Fuße des Berges begruben die Freikorpsmänner ihre Toten. Schlichte Kreuze pflanzten sie auf ihre Hügel. Irgendwer pflanzte Blumen und hütete die Gräber.

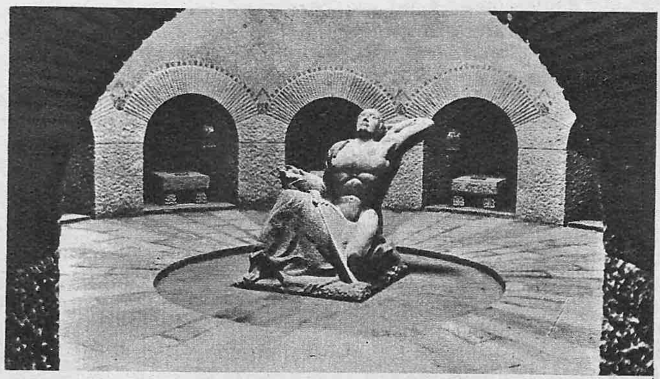
Jahr um Jahr verging. Es schien, als sei die Tat der Freikorps vergessen. Heldentum und Mannesehre standen im Zwischenreich gering im Kurs. Dann kam das Reich Adolf Hitlers. Hoch flatterten die Fahnen der Freiheit überall im Winde. Die Taten der Stürmer vom Annaberg waren nicht vergessen. Ihnen zu Ehren erstand hoch auf dem Annaberg das Ehrenmal der deutschen Freikorpskämpfer. Schlicht wie die Männer, so ist auch der Bau, deutsch wie ihr Herz ist der Stein, aus dem das Denkmal entstand. Es ist das Denkmal jener Hundertschaften, die ungerufen kamen, als die Not am größten war.

In den Nischen des Mals ruhen 52 Gefallene. Sie wurden hier zur ewigen Ruhe in einer für alle Zeiten befreiten Heimat gebettet. Sie sind die Zeugen eines Heldentums, das die Ehre über alles setzte.

Hoch auf dem Annaberg halten sie Wacht. Sie mahnen die Jugend zu Pflicht und Treue. Hoch auf dem Annaberg ragt das Denkmal des aufrechten deutschen Soldaten. G. H.



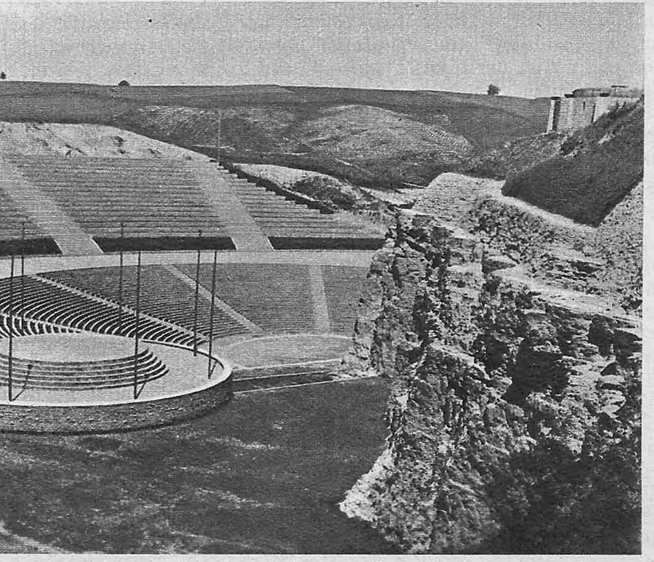
Die Feierstätte



Das Denkmal der Gefallenen



Ein Gemälde in der Jugendherberge Annaberg



Blick auf die große Feierstätte am Fuße des Ehrenmales

Sie trieben zum Kriege

Auf dem Thron von Spanien und Deutschland saß Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, dem deutsche, ungarische, italienische und spanische Ritter und Landsknechte Heeresfolge leisteten, der mächtigste Mann Europas. Lang, hager, mit stillem, fahlem Gesicht, grau an den Schläfen, ein Mann, auf dem die Last der Krone schwer drückte, verwaltete er das riesige Reich. Da waren deutsche Fürsten, die sich der kaiserlichen Gewalt nicht fügen wollten, mächtige spanische Städte, italienische Stadtfürsten, der Papst — Tag für Tag häuften sich im Arbeitszimmer des Kaisers die Berichte. Seine Flotten erschlossen Amerika, die Welser aus Augsburg gründeten Kolonien an der Küste Südamerikas im Schutz der spanischen Flotte, spanische Kriegsleute fochten auf deutschem Boden für die Einheit des Reiches, fern vom Süden und Osten drohte die ungeheure Macht der Türken.

Eines Tages, es war ein verregneter Herbsttag in der alten flämischen Stadt Gent, als der Kaiser in den leise herabrieselnden Regen durch die kleinen Fensterscheiben hinaussah und die Augen ausruhen ließ von dem Gekritzel der Berichte und Schriftstücke, huschte der diensttuende Edelknabe in das Zimmer: „Kaiserliche Majestät, der Kardinal Ximenes, Großkanzler von Kastilien, Arragon und aller Lande der Krone Spaniens, bittet, seine Aufwartung machen zu dürfen."

Der Kaiser wandte sich um und nickte.

Der sehr hochgewachsene Kirchenfürst mit dem schmalen Gesicht und den großen dunklen Augen, dem herbe verschlossenen Mund und der wie gemeißelt wirkenden Stirn unter dem violetten Samtkäppchen trat ein. Die Begrüßung war fast stumm — die beiden alten Männer kannten sich seit vielen Jahren.

Der Kardinal begann: „Des Kaisers Majestät wird sich noch jener Familie Mendes erinnern, die in Antwerpen ein großes Bankgeschäft hatte. Ich glaube, auch kaiserliche Gelder sind über die Konten dieser Bank gegangen . . ."

Der Kaiser nickte leise.

„Diese Familien waren getaufte Juden. Wir alle glaubten, daß sie die Wahrheiten des katholischen Glaubens recht erfaßt hätten. Soeben bekomme ich einen Bericht aus Venedig. Das Bankhaus Mendes hat in aller Stille seine Gelder eingezogen und noch Anleihen aufgenommen, wo es möglich war. Die Gelder sind nach Venedig überwiesen. Dort hat die Regierung im letzten Augenblick ihre Hand auf diese gewaltigen Summen Geldes gelegt und den jungen Inhaber der Firma, Don Joseph Mendes, in Verhaft nehmen lassen. Kaum, daß dieses geschehen, ist in allen Häfen des türkischen Reiches jedes Schiff von Venedig von den Türken mit Beschlag belegt worden. Darauf hat Venedig, eingeschüchtert, den Joseph Mendes und sein gewaltiges Geld auf türkische Schiffe bringen lassen. Mit einem Fluch auf Eure Majestät und alte hebräische Lieder singend hat jener Joseph Mendes das Schiff betreten."

Der Kaiser fuhr hoch: „Es ist doch nichts dauerhafter als der böse Wille der Juden! Als mein Ahn, König Ferdinand, alle Juden aus Spanien vertreiben ließ, weil ihn der Jammer des spanischen Volkes unter dem Wucher der Juden erbarmte, da hat jene Familie Mendes den katholischen Glauben angenommen, und mein Ahn hat gedacht, daß mit der Taufe die böse jüdische Art von ihnen abgefallen sei. Drei Generationen sind auf dem Thron Spaniens und Deutschlands in meinem Hause gefolgt — drei Generationen sind in diesem Judenhause der Mendes aufeinandergefolgt — und noch ist der böse Haß nicht tot. Was ist dauerhafter als die böse Art der Juden?"

*

Vor dem gewaltigen Schloß Top-Kapu im alten Stambul, wo die Hohe Pforte steht, ziehen seit Stunden die Reiterscharen vorbei. Der große Sultan Soliman ist als Toter heimgekehrt von seinem letzten Feldzug. Der große Türkenherrscher, vor dem Afrika, Asien und Europa sich fürchteten, ist heimgegangen. Die Pauken wirbeln dumpf, die Flöten schrillen, die langschnurrbärtigen Reiter mit den langen Rohrlanzen und den blitzenden, kupfernen Helmen, das Fußvolk der Janitscharen, dem von der hohen Mütze ein bunter Stoffstreifen bis auf den Rücken hängt, mit ihren Hornbogen und Krummsäbeln, Kamelreiter aus Arabien, christliche Hilfstruppen der Walachen, Serben und Griechen, Geschütze, gezogen von flinken Maultieren, die „Bostandschi", die Gärtner aus den Gärten des Sultans — sie alle ziehen an dem Palast vorüber, während der klagende Chor der Derwische die Totenlieder um den großen Glaubenskämpfer, das „Schwert des Islam", den großen Herrscher anstimmen. Die ganze Stadt liegt wie eingebettet in der Trauer um den greisen toten Helden.

Hager, während die Tränen in seinen eisgrauen Bart rinnen, das alte Gesicht durch eine Säbelnarbe wüst zerfetzt, hält der greise Wesir des Toten, Rustem Pascha, die Totenwache, den blanken Krummsäbel in der Hand, an der Nische der Moschee, wo der tote Herrscher aufgebahrt ist. Viele Jahre eines stolzen Kriegerlebens, da der Sultan Jahr für Jahr die Fahne entfaltete zum Streit gegen die Ungläubigen, stehen still im Abendschein. Die alten Männer, die seine Fahnen und die flatternden Roßschweife gegen die Perser auf die steinigen Hochebenen Kleinasiens, gegen die Deutschen nach Ungarn, gegen die Venezianer auf die hohe See getragen haben, spüren innerlich, daß dieses Krieger- und Reitertum nicht wiederkommt, daß es mit dem toten Großherrn jetzt zu Grabe getragen wird. Und wie der Sohn, der nun schon des Toten Schwert umgegürtet trägt, aus dem Palast heraustritt, klein, dick, mit gerötetem Gesicht, da beugen sich zwar vor ihm die turbangeschmückten Häupter, da braust ihm aus den Reihen der vorbeiziehenden Kriegsleute wie in alten Schlachttagen des Vaters der Ruf entgegen: „Lang lebe der Padischah!", aber unter den alten Kriegsmännern ist ein leises Flüstern: „Er trinkt Wein, den Mohammed verboten hat!" Und: „Seht, seht, da, wer an seiner rechten Seite geht, sein Freund, der „Große Jude", der früher Mendes hieß und den sie jetzt Jose Nassi nennen!"

Das Flüstern geht hinter dem kleinen, feisten Sultan her, wie er mit eilig trippelnden Schritten durch die geöffnete Gasse der Krieger zur Moschee schreitet. Dort, an der Tür, wo die trostreichen Sprüche des Propheten in geschnörkelten arabischen Schriftzeichen stehen, tritt ihm mit langem weißen Bart, uralt und grau, drei Roßschweife an seiner Standarte, einer der ältesten Paschas entgegen und begrüßt ihn vor dem Hause Allahs nach alter Sitte — denn hier sind alle Gläubigen gleich — mit den Worten: „Sei nicht stolz, Padischah, Gott ist größer als du!"

Aber der kleine, dicke Herrscher stolpert an ihm vorüber, und der Jude, der vor der Moschee stehenbleibt, zischt den alten Kriegsmann an: „Eure respektlosen Lagergewohnheiten können ab heute unterbleiben!"

Seit jener Stunde, da der kleine, dicke Selim II. auf dem Thron sitzt, ist der Jude Nassi Tag für Tag bei ihm. Tag für Tag sitzt der Herrscher, trinkt den verbotenen Wein, vergnügt sich, und was immer in des Großherrn Namen hinausgeht in das gewaltige Reich, das veranlaßt der Jude Nassi.

Wenn er aber sich davongeschlichen hat, von dem berauschten, unfähigen Herrscher, wenn er an den verzweifelten, haßerfüllten Blicken der alten Paschas, die in ihm schon lange das Verderben des Reiches sehen, vorübergeschritten ist, dann steigt er in die Sänfte und läßt sich in seinen eigenen, strahlenden Palast fahren; er, Joseph Nassi, dem der Sultan die ganze Insel Naxos geschenkt hat. Dort, in seinem Palast, in einem kleinen Zimmer, schließt er sich ein — Nacht für Nacht lernt er im Talmud. Und er betet die Haßgebete seines Volkes. Was Türke, was Spanier, was Deutscher, was Christ oder Mohammedaner — er haßt sie alle. „Den Besten der Gojim sollst du töten!"

Diese furchtbare Lehre der Rabbiner schreibt er immer wieder in hebräischen Buchstaben, und wenn er den Zahlenwert der Buchstaben ausrechnet, so glaubt er seinen Namen darin wiederzufinden. Manchmal kommt ein Rabbiner, einer von denen mit den stechenden, in sich gekehrten, unheimlichen Augen, zu ihm. Dann hört Joseph Nassi die Stimme seines Volkes, die Stimme des ewigen Hasses. Dann sieht er die Paschas und Würdenträger vor sich und dieses stolze, kriegerische Volk, unter dem er lebt, wie sie schon zerfleischt auf dem Schlachtfeld liegen. Dann sieht er die Fluren von Spanien und Deutschland verbrannt und verwüstet — in seiner einsamen Stube holt er sich Kraft zum Vernichtungswerk.

Und eines Tages ist es soweit! Kleinen Streit mit Venezianern und Spaniern, wie es ihn immer gab, hat er dem Sultan als freche Verhöhnung dargestellt. Krumme Wege ist er gegangen — und eines Tages hat der kleine, trunksüchtige Mann, vom Wein berauscht, seine geschnörkelte Unterschrift unter die Kriegserklärung gesetzt. Die größte Flotte, die das türkische Reich je ins Feld gestellt hat, sticht in See gegen Spanien.

Joseph Nassi ist nicht auf ihr. Er befolgt die Lehre des Talmud, „als letzter in die Schlacht zu ziehen, um als erster heimzukehren." Venedig, das ihn einst verhaften ließ, soll vernichtet werden. Von dort sollen die Küsten Italiens und Spaniens verwüstet, Tod und Vernichtung bis nach Deutschland heraufgetragen werden, wenn erst einmal die Küsten des Mittelmeers in türkischer Hand sind. 260 Galeeren, bemannt mit Ruderern und besetzt mit türkischen Bogenschützen und Kämpfern, den besten Kriegsmännern, unter dem Befehl des alten, treuen Pertew Pascha, dazu noch kleine Raubschiffe unter dem großen Seeräuber Uludsch Ali, dem der Sultan den Strick erließ, damit er ihm dienen sollte, wiegen sich auf den blauen Fluten des Goldenen Horn, steuern durch die Dardanellen auf das Mittelmeer hinaus.

Brennende Dörfer und Küstenstädte, geraubte Sklaven, schreckliches Elend bezeichnen den Weg, den die Flotte an der Küste des Adriatischen Meeres nimmt. Sie wäre bis Venedig gekommen — da erreichte sie die Nachricht, daß Kaiser Karls V. außerehelicher Sohn Johann von Österreich, Prinz von Spanien, mit einer großen Flotte, darauf 12 000 Italiener, 8000 Spanier und 3000 Deutsche, darunter viele Büchsenmeister aus Augsburg und Passau, die die Geschütze bedienten, sie verfolgte.

Die türkische Flotte machte kehrt. Am hellen Morgen des 6. Oktober bekamen sich die Flotten zu Gesicht. Kleiner, wendiger und schneller waren die türkischen Schiffe, groß und schwer die Galeeren und Galeassen, von denen der Löwe von Venedig, die Kreuzfahne Spaniens oder der Adler des alten Deutschen Reiches wehte. Auf beiden Seiten standen tapfere und ernste Kriegsmänner und Seeleute. Am Mittag stießen die Flotten aufeinander. Wie Schlösser kamen den Türken die großen Galeeren vor, aus deren Decks die Kanonenkugeln ihnen entgegendonnerten. Mit ruhiger Überlegung zielten die Augsburger Büchsenmeister, krachend fuhren die Steingeschosse in die türkischen Galeeren, wo die Aufseher die an die Ruderbänke geschmiedeten Sklaven zu immer rascherer Anstrengung trieben. Auf wenige Schritte an die gewaltigen Schiffe herangekommen, ergoß sich aus jeder einzelnen der türkischen Galeeren ein brauner Menschenstrom halb nackt, den krummen Säbel zwischen den Zähnen, in die See. Katzenartig kletterten die Schwarzbärtigen an den Schiffen hoch. Und dann verhüllte der Dampf des Pulvers die Seeschlacht. Hier focht eine italienische Besatzung, auf ihrem Schiff zusammengedrängt, gegen den immer neu anstrudelnden Strom der Feinde, dort gingen Spanier zum Gegenangriff vor, verkrallten sich türkische und deutsche Seeleute ineinander. Still lag nur im Abendfrieden die kleine Insel Lepanto.

Als die Nacht herniedersank, war die türkische Flotte bis auf Trümmer vernichtet. Im Schein brennender Schiffe sammelte sich, was von der siegreichen Flotte noch übrig war. Auch dies waren Trümmer. Einen Tag lang hatten sich Tausende der besten Krieger von Abendland und Morgenland erschossen, erdolcht, ins Wasser gestürzt — es war Trauer überall da, wo die Trümmer aus der Schlacht heimkehrten, die Flotte der christlichen Mächte stolz auf ihren Sieg, die anderen stolz, daß sie gefochten hatten, solange sie überhaupt noch Kraft besaßen. Das ganze blaue, leuchtende Mittelmeer trug noch tagelang Schiffstrümmer und Leichen. Nur einer trauerte nicht — Joseph Nassi. Unablässig trieb er weiter zum Krieg, zur Vernichtung.

Das war im Jahre 1571. —

Es ist nichts so dauerhaft wie die böse Art der Juden.

Im Jahre 1890 erschien in England in einer Zeitschrift, die sich auf deutsch „Wahrheit" nannte, eine merkwürdige Landkarte zu Weihnachten. Auf dieser Landkarte war alles ganz anders dargestellt, als es damals war. Deutschland war viel kleiner und hieß „Deutsche Republik". Der österreich-ungarische Staat war verschwunden, und wo man bis dahin Rußland kannte, stand als Überschrift „Die russische Wüste". In der Mitte aber sah man, wie der deutsche Kaiser, der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich und der König von Bulgarien abgesetzt und auf der Flucht an einem Armenhaus in London anklopften. Die Karte erregte damals viele Verwunderung. Die Menschen verstanden nicht, was eine solche sonderbare Prophezeiung bedeuten sollte.

Genau 24 Jahre später brach der Weltkrieg aus. Genau 29 Jahre später waren die Kaiser von Deutschland, Österreich und Rußland vertrieben. Europa sah fast genau so aus wie auf dieser Karte, und Rußland war wirklich durch den Bolschewismus eine Wüste geworden.

Da erinnerten sich die wenigen, die die Hintergründe sahen, daß jene Zeitschrift von 1890 von lauter Juden geschrieben war, sie erinnerten sich merkwürdiger Zusammenhänge.

Ihnen fiel plötzlich ein, daß in diesen Jahren vor dem Weltkrieg Juden überall im Rat der Völker gesessen hatten. Wie sonderbar war es, daß in Frankreich der Staatsmann Clemenceau stets einen jüdischen Sekretär hatte, daß Juden beim deutschen Kaiser aus- und eingingen und so alles hören konnten, was der Herrscher beschloß. Wie auffällig war es, daß in England, in Rußland überall Juden im Hintergrund standen.

1917 erschienen in den kleinen Judenstädten Rußlands Postkarten. Auf ihnen war ein Rabbiner abgebildet, der einen Hahn in der Hand hat. Die Juden nennen diesen Hahn „Kapores-Hahn". Sie opfern ihn — denn sie sind das einzige Volk, das noch blutige Opfer hat — und sprechen dazu: „Dieses sei meine Loslösung, dies mein Ersatz, dies mein Sühnopfer." — Der Hahn aber trug als Kopf nicht einen Hahnenkopf, sondern das Gesicht des russischen Zaren Nikolaus II.

Im Jahre 1917 fanden während des Krieges deutsche Soldaten zum ersten Male diese Karte bei Juden in Rußland.

Ein Jahr später war der Zar von den Bolschewisten, von den grauenhaften jüdischen Kommissaren Jankel Swerdlow, Chajim Goloschtschekin, auf deutsch: „Nacktbacke", und dem jüdischen Mörder Jankel Jurowski und ihren Spießgesellen abgeschlachtet. Das große russische Reich geriet in die Hände der Juden. Sie haben dort seitdem Millionen von Menschen aller Völker abgeschlachtet. —

Als das deutsche Volk durch den Führer sich von der Judenherrschaft freimachte, als die Hakenkreuzfahnen über Deutschland hochgingen, da schrie das Judenvolk der ganzen Welt auf. —

Grauer Nebel in London, der an den Häusern hochkriecht, durch den die Autos sich hindurchtasten; es ist Morgen, die Menschen fahren zur Arbeit, ins Geschäft, ins Büro. Da rasseln Lastkraftwagen vorüber, behangen mit schreienden Plakaten: „Juda erklärt Deutschland den Krieg!" Das war 1933.

Abend in Paris. Vor den Cafés sitzen die Menschen, unterhalten sich, genießen den goldenen Sommerabend. Da flitzen Zeitungsjungen vorüber, schwingen drucknasse Blätter, schreien die Überschriften der Zeitungen aus: „Deutsche Rüstung bedroht Frankreich! Krieg wird immer unvermeidlicher, sagt Abgeordneter Lévy!"

In den Gesichtern der Menschen liegt Bestürzung. Soll wirklich ein neuer Kampf kommen? Schließlich ist Herr Lévy doch Abgeordneter, er müßte es doch eigentlich wissen. Nicht alle sind so klug wie der alte Franzose, der die Zeitung unwillig abweist: „Ich glaube grundsätzlich niemals etwas, was ein Jude sagt!" Die anderen an den Tischen kaufen das Blatt. Sie fürchten einen neuen Konflikt, einen neuen Kampf. In ihre Seelen gießt der Jude Mißtrauen und Feindschaft.

In Amerika, in England, in Frankreich, überall wo fleißige, ordentliche Menschen arbeiten, hat der Jude gehetzt zum Kriege. Er wollte seinen Krieg, der ihm die Weltherrschaft geben sollte.

Im alten Amsterdam, wo unter den großen Bäumen das Wasser der Kanäle so friedlich dahinrauscht, erzählte ein Arzt 1933: „Ein Freund von mir war auf einer Ärztetagung hier. Dort sprach ein Jude Jakob Cohen aus Paris. Der Mann hat wörtlich gesagt: „So wie Jehovah die Erstgeburt der Ägypter geschlagen hat, als sich das Barbarenvolk gegen unser Blut erhob, so müssen wir die Erstgeburt der deutschen Barbaren vernichten. Wir müssen unserm Gott nachhelfen! Wenn die Kinder Deutschlands in ihren Säuglingshemden sterben, können sie keine Soldaten werden!" Jahr für Jahr wurde so die Welt mit Haß und Hetze gegen unser Volk vergiftet. Das ist der Jude.

Die Welt stand 1938 in fieberhafter Spannung. Als Deutschland die Sudetendeutschen von der tschechischen Herrschaft freimachen wollte, sah der Jude den Augenblick für eine große, neue Kriegshetze gekommen. Seine Zeitungen schrien, in den Parlamenten forderte er den Kampf gegen Deutschland.

Aber unbeugsam vertrat der Führer das gute Recht unseres Volkes und seinen Willen zum Frieden.

In München im Führerbau stehen die vier Männer zusammen: unser Führer Adolf Hitler, der große Führer Italiens Benito Mussolini, der beste Freund Deutschlands, der englische Ministerpräsident Chamberlain, der sich so treu um den Frieden bemüht hat, der französische Ministerpräsident Daladier, ein guter Freund der Zusammenarbeit mit Deutschland. Die vier haben den großen Streit geregelt, ohne daß die Heere gegeneinander marschierten und die Völker sich vernichteten. Die Sudetendeutschen werden frei, Deutschland bekommt sein gutes Recht auf die sudetendeutschen Lande bewilligt — und darüber hinaus beginnt nun eine Zeit der verständnisvollen Zusammenarbeit in Europa.

Nur einer steht daneben mit wutverzerrtem Gesicht: der Jude, der Kriegshetzer, der die arbeitenden Völker gegeneinander hetzte, um so sie zu beherrschen, hat wieder einmal ein Spiel verloren. Die Klugheit des Führers hat ihn besiegt.

Dr. v. Leers.



Freikorps greift ein

Bericht unseres ins Sudetenland entsandten Schriftleiters Heinz Görz

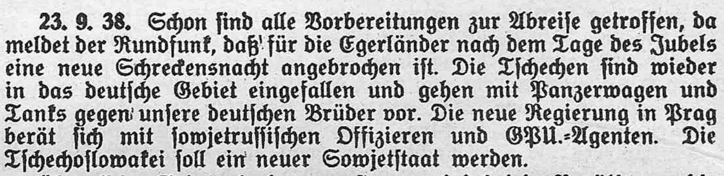
22. 9. 38. In den Straßen der Reichshauptstadt Berlin schreien sich die Zeitungsverkäufer die Kehlen wund. In riesigen Schlagzeilen verkünden ihre Blätter den Rücktritt der Prager Regierung. Die Schlagzeilen überschlagen sich förmlich vor Neuigkeiten, und die Blätter werden den Verkäufern buchstäblich aus der Hand gerissen.

Prager Regierung zurückgetreten! Adolf Hitler und Chamberlain in Godesberg! Vor einer Militärdiktatur?

Schon kurze Zeit später verkündet ein neuerschienenes Blatt: Hakenkreuz über Eger!

Mit atemloser Spannung lesen alle diese telegraphische Meldung: „In der Nacht zum Donnerstag und in der Frühe dieses Tages haben die Sudetendeutschen im ganzen Egerland den Ordnungsdienst, zunächst noch zusammen mit den Organen des tschechoslowakischen Staates in eigene Hände übernommen. Das ganze Land ist in einen Taumel unbeschreiblicher Freude geraten. Hakenkreuzfahnen wehen von den Häusern, die Bevölkerung ist auf den Straßen, alles fällt sich voll Freude um den Hals, es gibt unbeschreibliche Szenen ergreifenden Jubels."

Da gibt es für uns, die wir hier in Berlin sitzen, nur noch eines. Wir müssen sofort zu unseren befreiten Volksgenossen und mit ihnen zusammen den endgültigen Übergang in das große Deutsche Reich erleben.



23. 9. 38. Schon sind alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, da meldet der Rundfunk, daß für die Egerländer nach dem Tage des Jubels eine neue Schreckensnacht angebrochen ist. Die Tschechen sind wieder in das deutsche Gebiet eingefallen und gehen mit Panzerwagen und Tanks gegen unsere deutschen Brüder vor. Die neue Regierung in Prag berät sich mit sowjetrussischen Offizieren und GPU.-Agenten. Die Tschechoslowakei soll ein neuer Sowjetstaat werden.

Überall im Sudetenland, wo gestern noch jubelnde Bevölkerung die Hakenkreuzfahnen hißte, als der Bescheid gekommen war, daß die Regierung Hodscha den englisch-französischen Vorschlag angenommen habe, überall wo sudetendeutsche Ordner den Sicherheitsdienst übernommen haben, da marschieren jetzt auf Befehl des moskaufreundlichen Generals Sirovy die tschechischen Soldaten wieder ein.

Neue Not, neue Verfolgung, Haß und blutigster Terror sind über die Deutschen des Sudetenlandes hereingebrochen. Wieder hallen Schüsse über deutsches Gebiet. Die Maschinengewehre der tschechischen Soldaten, die für Moskau verbluten sollen, bellen über die sonst so stillen Äcker, Wiesen und Felder. Geschützdonner grollt über dem Egerland. Die Not der Deutschen wächst stündlich. Schon haben Zehntausende vor den Schergen der Prager Regierung ins Reich flüchten müssen. Was nun?

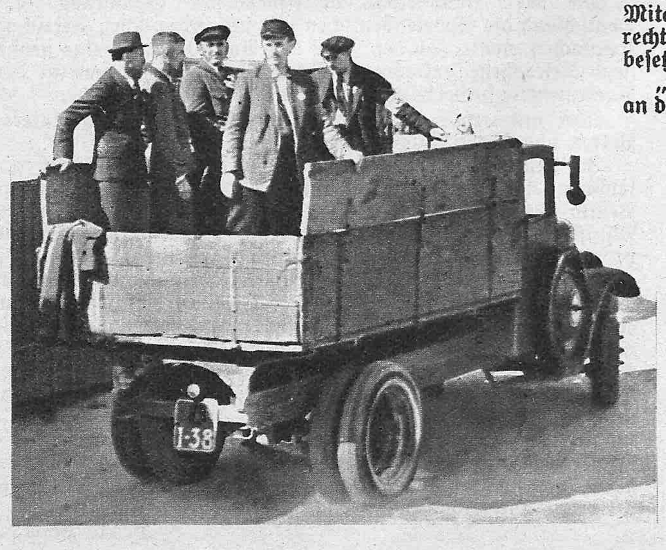
In meiner Schriftleitung schrillt laut das Telephon. Jemand verlangt mich unbedingt zu sprechen. Wer will denn jetzt noch etwas von mir? Ich habe keine Zeit, ich muß umgehend abreisen. Jetzt erst recht, wo das Sudetenland in neue Not geraten ist.

Ein wenig ärgerlich nehme ich den Hörer. Es meldet sich unser Mitarbeiter Franz Graf Zedtwitz. Das paßt ja ganz gut. Mir fällt zur rechten Zeit ein, daß er selbst Sudetendeutscher ist und drüben im jetzt besetzten Gebiet sein Gut, seine Heimat liegt.

„Was halten Sie davon", frage ich ihn, „wenn wir sofort zusammen an die Grenze fahren? Ich will unbedingt hin, um für „Hilf mit!" einen ausführlichen Bericht zu machen. Kommen Sie doch mit. Sie können mir doch die Aufnahmen dazu machen."

Sofort stimmt Graf Zedtwitz zu. Ja, er ist dabei. Auch für ihn paßt es ausgezeichnet, denn er wollte sowieso auf sein Krugsreuther Gut, da ihn seine Mutter in einem Telegramm um Hilfe bat.

Wenige Stunden später treffen wir uns schon reisefertig am Anhalter Bahnhof in Berlin, schütteln uns freundschaftlich die Hände und besteigen den Zug in Richtung Plauen. Wir entschließen uns, in Plauen umzusteigen und nach Bad Elster zu fahren. So kommen wir am besten an die Grenze. Eine gute Wegstunde entfernt liegt auf tschechischer Seite das Gut Krugsreuth — unser Ziel. Noch wissen wir nicht, ob wir über die Grenze kommen, und sind bereit, notfalls unter Umgehung der Zollkontrolle auf Schleichwegen das Gut zu erreichen. Das würde weiter nicht schwer sein, denn Graf Zedtwitz kennt als alter Jäger jeden Weg, jede Schonung und



Ein Lastwagen fährt an die Front

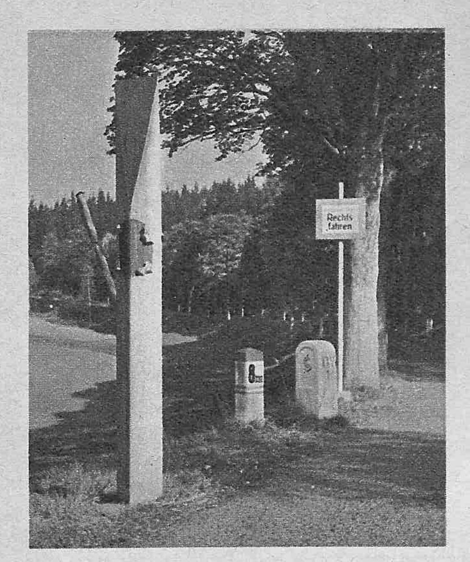
jedes Dickicht seines Heimatortes. Aber es ist nicht einmal nötig. In Plauen steigen wir um in den Zug nach Bad Elster. Während der Fahrt kommen uns Sonderzüge entgegen. Sie sind dichtgefüllt mit sudetendeutschen Flüchtlingen. Kurz vor unserer Endstation sehen wir die ersten Freikorpsleute. Sie tragen alle ihre Berufskleidung, und ihre einheitliche Ausrüstung besteht eigentlich nur aus derben Stiefeln und geschulterten Gewehren. In kleinen Marschgruppen eilen sie ihrem Lager zu.

Es ist bereits dunkel, als wir Bad Elster erreichen. Schnell schlagen wir in einem Kurhotel unseren vorläufigen Standort auf und gehen dann los, die Gegend zu erkunden. Es ist, wie wir bald feststellen, hier völlig ruhig und ungefährlich.

Im Ascher Bezirk hat das sudetendeutsche Freikorps sofort nach dem Bekanntwerden der englisch-französischen Stellungnahme zur sudetendeutschen Frage und nach der Annahme ihrer Vorschläge durch die Regierung Hodscha alle öffentlichen Dienststellen besetzt und dann ebenfalls sofort durch Wachkommandos und Feldlager das Gebiet vor neuen tschechischen Überfällen gesichert. Ohne jede Gefahr erreichen wir das Gut in Krugsreuth und können hier der Gräfin gesund und froh die Hand schütteln. — Wir erfahren von ihr, daß erst hinter der Stadt Asch, und zwar in Haslau, die Tschechen liegen und versuchen, das verlorene Gebiet zurückzuerobern. Es gelingt ihnen aber nicht, da das Freikorps auf der Hut ist und jeden feindlichen Angriff blutig abwehrt. Da es aber den Tschechen von jeher an Mut gemangelt hat, wenn ihnen ein entschlossener Gegner gegenübertrat, so unterlassen sie bald ihre unnützen Anstrengungen. Es ist ihnen wohl doch zu gefährlich.

24. 9. 38. Heute ist Sonnabend. Wir sind nunmehr endgültig nach Krugsreuth übergesiedelt. An der Grenze hatten wir keinerlei Schwierigkeiten, da die deutschen Beamten auf der Zollstelle uns äußerst freundlich entgegenkamen. Die Tschechen aber waren längst von der SdP. (Sudetendeutsche Partei) in Sicherheitsgewahrsam genommen. Kaum sitzen wir einmal ruhig im Arbeitszimmer des Gutshauses zusammen, da verkündet der Rundfunk Beneschs Mobilmachungsbefehl. Das ist eine unverschämte Drohung dem Deutschen Reich gegenüber.

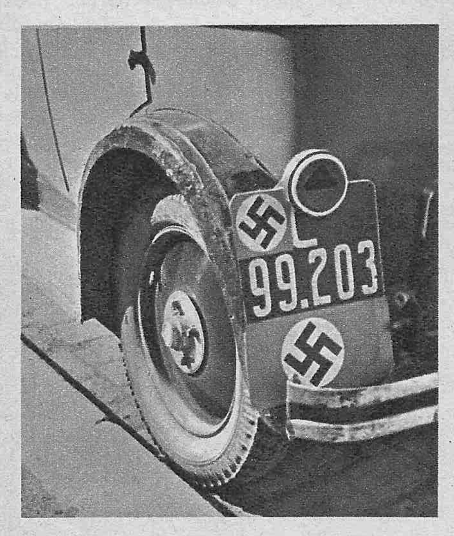
Bald darauf aber erläßt Konrad Henlein einen Aufruf an das Sudetendeutschtum: „Benesch", so heißt es darin, „hat in seinem Hasardspiel die letzte Karte auf den Tisch geworfen. Er hat, gestützt auf eine verfassungswidrige Militärregierung, die allgemeine Mobilmachung verkündet. Ihr, meine Volksgenossen in der Heimat, wißt,



Die empörte Bevölkerung riß das tschechische Staatswappen vom Grenzpfahl



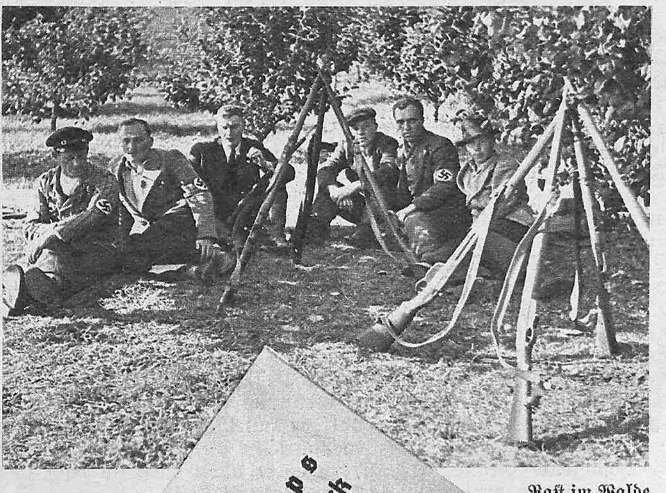
Schon am 24. September führte der Ascher Bezirk die deutsche Verkehrsordnung ein



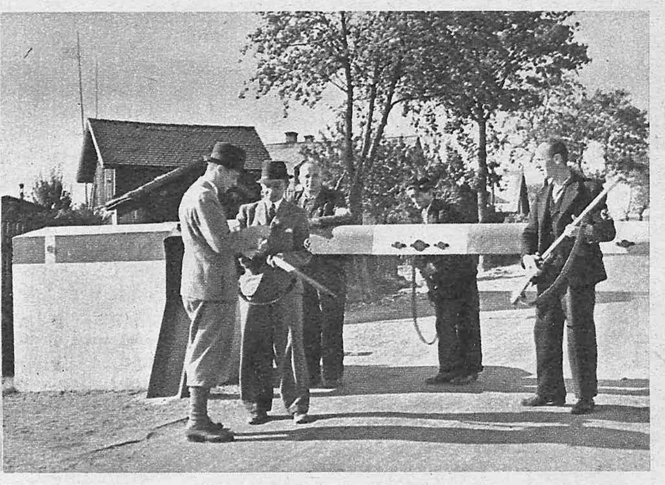
Niemand will ein tschechisches Nummernschild mehr. Sie werden mit dem Hakenkreuz überklebt



An den Straßenkreuzungen halten Männer des Sudetendeutschen Freikorps Wacht



Rast im Walde



„Ihren Ausweis bitte!“

Ausweis

Sudetendeutsches Freikorps

Gruppenkommando III, Bayerische Ostmark

Bataillon I

Kompagnie Hohenberg I

Stammrollen-Nr. 2

Sudetendeutsches Freikorps

Ein Ausweis des Sudetendeutschen Freikorps mit Unterschrift Konrad Henleins

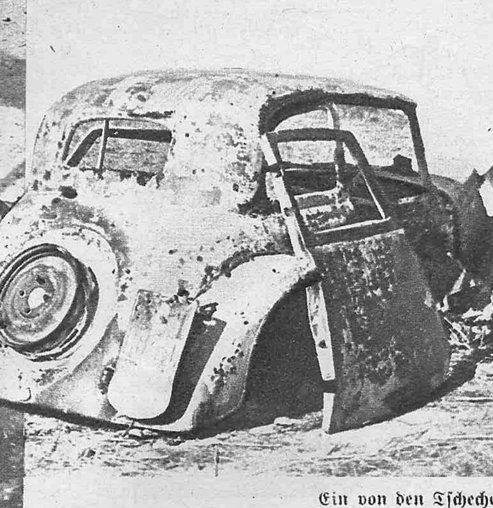
worum es geht. Kein Deutscher wird auf Deutsche schießen, kein Magyare auf Magyaren, kein Pole auf Polen. — Benesch hat kein Recht, euch zum furchtbaren Brudermord zu zwingen. Seinem Mobilisierungsbefehl wird kein Deutscher Folge leisten. In kurzer Zeit werdet ihr frei sein!“

Am Sonntag fahren wir mit dem Autobus nach Asch. Es trägt jetzt nur noch deutsche Beschriftung, genau wie alle Wegweiser und Ortsschilder. Auf den Straßen stehen kleine Gruppen von bewaffneten SdP.-Ordnern, die für Ruhe und Sicherheit im Lande sorgen.

Auf der Ascher SdP.-Stelle erfahren wir, daß der ganze Bezirk mit seinen 45 000 Einwohnern und sogar ein Teil des Eger Bezirks sich jetzt in den Händen der Sudetendeutschen Partei befinden, die alle Ämter und Verwaltungen besetzt hat. Deutsche Beamte im Ruhestand und Fachleute müssen ehrenamtlich jetzt einspringen. Kein Tscheche ist mehr im Dienst. Der Bezirk Asch ist vorläufig, bis zu seiner endgültigen Heimkehr ins Reich, ein Eigenstaat geworden. Eine Anordnung an die Bevölkerung teilt mit, daß jeder, der etwa versuche, dem Prager Mobilmachungsbefehl Folge zu leisten, von der SdP.-Exekutive als Hochverräter behandelt wird.

Stolz berichten uns die Ascher Volksgenossen, daß die Grenze des Ascher Bezirks gegen tschechische Eindringungsversuche geschützt ist. Das Sudetendeutsche Freikorps ist bereit, jeden solchen Versuch mit Gewalt zu verhindern.

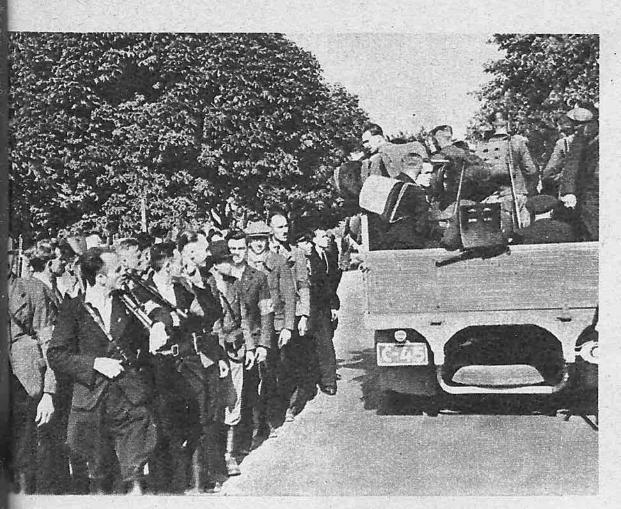
Natürlich müssen wir unbedingt mit nach vorn an die Front zu den Freikorpsleuten. Deswegen sind wir ja auf diese Dienststelle gegangen. Bereitwillig und kameradschaftlich bemühen sich die SdP.-Ordner um uns. Wir erhalten die nötigen Passierscheine, danken und verlassen mit „Heil-Hitler“-Grüßen die Kameraden. An die Front fahren wir vorerst nicht, da wir noch etliche Dinge in Asch selbst zu erledigen haben. Wir haben jedoch bereits vereinbart, daß wir am Montag früh mit dem Verpflegungswagen hinaus zum Freikorps fahren.



Ein von den Tschechen zerschossenes Auto

Straßensperre am Frontabschnitt Asch—Liebenstein

Aufn.: Scherl (2)



Ablösung kommt

Die Stadt Asch lebt wie im Fiebertaumel. Wenn auch nur ein paar Kilometer entfernt noch die Tschechen liegen, so ist hier schon die Stimmung eines ins Reich heimgekehrten Landes. Überall flattern Hakenkreuzfahnen und -wimpel, alle Fenster sind geschmückt, in den Schaufenstern der Läden stehen mit Blumen bekränzt die Bilder Adolf Hitlers und Konrad Henleins. Auf den Straßen sieht man jung und alt mit silbernen Hakenkreuzen und SdP.-Abzeichen. Wo man uns als Reichsdeutsche erkennt, werden wir freudig begrüßt.

26. 9. 38. Nun stehen wir auf dem Hofe des ehemaligen roten Konsumvereins und warten auf die Abfahrt der Verpflegungskolonne. Es dauert etwas länger als vorauszusehen war, und erst gegen Mittag können wir in Richtung Haslau starten. Überall wo Leute des SdFK. liegen, hält der Wagen. Die Verpflegung wird ausgeteilt, und dann geht es weiter bis nach Haslau. Am Vormittag ist, wie wir erfahren, Konrad Henlein an der Spitze einer besonders guten Freikorpsabteilung in Asch eingetroffen, und kurz vor unserer Ankunft in Haslau haben schon diese SS-Bataillone des Sudetendeutschen Freikorps in einer großen Haslauer Spinnerei Lager bezogen. Wir begeben uns sofort dorthin und treffen noch den Stellvertreter Konrad Henleins, den Abgeordneten Karl Hermann Frank, an. Konrad Henlein selbst ist leider nicht mehr im Lager.



Das Standquartier des Sudetendeutschen Freikorps

Die hier liegende Sonderabteilung ist sehr gut ausgerüstet und soll die Sicherungslinie gegen die für heute nacht von den Tschechen geplanten Überfälle verteidigen. Es sind schneidige Kerls, diese Soldaten des SS-Bataillons. Ihre Führer und Offiziere machen einen ganz ausgezeichneten Eindruck.

Wir verlassen die Spinnerei und suchen die vordersten Stellungen des Freikorps auf. Hier stehen sudetendeutsche Männer auf Wacht, meist sind es Familienväter, die Frau und Kind im Hinterland ließen und hierher eilten, um mit der Waffe in der Hand die Heimat zu verteidigen. Viele von ihnen aber sind Flüchtlinge, die Haus und Hof verloren, die unsagbare Opfer und großes Leid auf sich nehmen mußten, weil sie zu ihrem Volkstum standen. Ihre Erzählungen sind erschütternd, und die Meldungen in unseren Tageszeitungen sind nur ein Bruchteil des unheimlichen Elends, in das unsere Brüder im Sudetenland durch tschechische Willkür gestürzt worden sind.

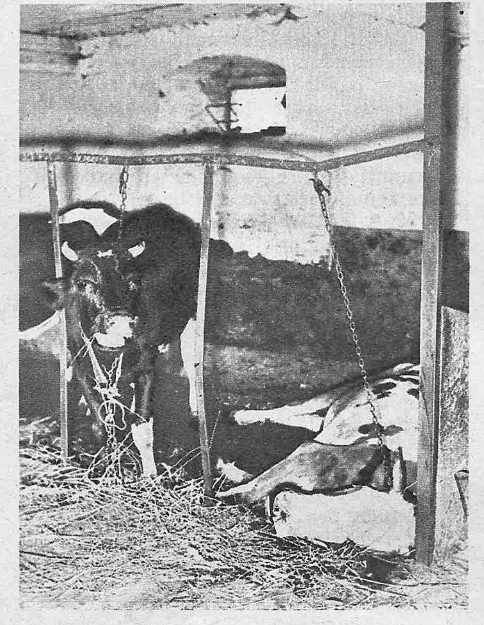
Als wir abends beim Grafen Zedtwitz zusammensitzen und am Lautsprecher den Worten des Führers folgen, da sind wir noch in Gedanken bei jenen wackeren Männern dort an der Haslauer Front, da stimmen wir dem Führer mit ganzem Herzen zu, als er seine Rede mit den Worten schließt: „In dieser Stunde wollen wir alle einen gemeinsamen Willen fassen: Er soll stärker sein als jede Not und jede Gefahr, und wenn dieser Wille stärker ist als Not und Gefahr, dann wird er Not und Gefahr einst brechen.

Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen!“

Im Laufe des nächsten Tages gelingt es dem 1. SS-Bataillon des Sudetendeutschen Freikorps, das große Gut Sorghof bei Liebenstein zu erobern und die tschechischen Banden aus diesem deutschen Gebiet zu vertreiben. Schon Tage vorher hat hier ein zäher, verbissener Kampf getobt. Nur waren die Tschechen besser bewaffnet und in der Mehrzahl. Als sie jetzt harten Widerstand spüren, ergreifen sie feige das Hasenpanier. Noch bevor sie abziehen, hausen sie wie die Wilden auf dem Gute. Sie zerstören die gesamte Einrichtung, quälen die Menschen und schießen sinnlos das wertvolle Vieh ab.

Noch einmal versuchen die Tschechen in der Nacht den für sie wichtigen Platz zurückzuerobern. Sie werden mit blutigen Köpfen in die Flucht geschlagen.

29. 9. 38. Viel Not, viel Elend und Sorge haben wir im Sudetenland gesehen. Jetzt müssen wir zurück nach Berlin. Die Arbeit ruft. Wie Millionen Menschen in der Welt, hoffen wir auf eine baldige Lösung der sudetendeutschen Frage. Gläubig schauen wir nach München, wo vier große Staatsmänner beraten. Gibt es Krieg? Deutschland will den Frieden, die Völker wollen den Frieden. Soll das tschechische Unrecht zum Krieg führen?



Nicht einmal das Vieh wurde geschont



Überall sicherten Hindernisse und Barrikaden die Straße

Aufnahmen: Dr. Franz Graf Zedtwitz (10) — Dr. Heinr. Weskamp (6)

Schon ist die Zahl der Flüchtlinge auf 250 000 gestiegen. Immer verbrecherischer und wilder wird das Treiben der Tschechen. Was wird geschehen?

Unsere Heimfahrt nach Berlin ist unruhig. An jedem Bahnhof schauen wir nach den neuesten Meldungen aus. Was beschließen die Staatsmänner in München? Wir sitzen im Abteil mit einem französischen Kaufmann zusammen, der fest an einen Krieg glaubt. „Moskau wird sich einschalten", sagt er und zuckt bedauernd die Schultern, „et c'est la guerre." Wir fragen ihn, ob er selbst oder seine Landsleute den Krieg wünschen? Er verneint, aber glaubt, daß der Einfluß der Sowjetrussen zu stark sei. Wir sagen ihm unsere Meinung. Wir machen ihm klar, daß ein Krieg um ein Unrecht ein Verbrechen wäre, ein Mord an Millionen junger und gesunder Menschen. „Ja", nickt er nur, „das ist wahr. Deutschland ist im Recht, und es wäre ein Verbrechen, die Völker sinnlos in einen Krieg zu hetzen. Aber wird die Welt das erkennen?" „Die Vernunft muß siegen", sagen wir, aber tief in unserem Herzen nagt doch die Ungewißheit. Kommt Krieg in Europa? Wird die Vernunft siegen? — Schweren Herzens kommen wir in Berlin an.

30. 9. 38. Der Frieden hat gesiegt. Das Sudetenland kehrt heim ins Reich. Und während ich diese Zeilen schreibe, öffnen sich überall in Stadt und Land die Fenster. Hakenkreuzfahnen schmücken die Straßen. Männer, Frauen und Kinder jubeln ihrem Führer zu, der ihnen durch seine und des Reiches Stärke den Frieden erhielt.

Wir grüßen die Brüder und Schwestern des heimgekehrten Sudetenlandes! Wir grüßen und danken aber auch den vier Staatsmännern, die der Welt durch ihren Einsatz das Schönste gaben, was sie geben konnten: den Frieden.

Ordner der SdP. räumen im zerstörten Gebiet auf

Wäldlers Tonl

Eine Geschichte aus dem Sudetenland von G. A. Oedemann

Das war drüben im böhmischen Land, wo der Kammwald des Erzgebirges steil hinabfällt gegen das Egertal.

Die Holzfäller schlugen Holz im Firstenhau. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend klang der Axt dumpfer Schlag durch den Wald, und das donnernde Niederbrechen der Waldriesen ächzte manchmal brüllend bis in fernste Winkel.

Ganz oben am Steilschlag stand der alte Engewald mit dem jungen Schwieger Koop. Sie hatten die Axt an einen Baumstumpf gelehnt und ließen den Blick eine Atempause lang über das herrliche Waldtal schweifen, das ihnen zu Füßen lag.

Der alte Engewald nahm die Schnupfbüchs aus der Tasche und öffnete sie mit einem leichten Druck seiner klobigen Finger, um eine Prise von dem schwarzen Tabak in die Nase zu stecken. Dabei sah er den andern an, und sein Blick war voll Ungeduld:

„Nun sag, wie wird das weitergehen?"

„Wenn ich es wüßt!" zuckte der Koop mit den Schultern.

„Drei Teufel und ein Hundefloh! Das ist eine dumme Geschichte, eine saudumme Geschichte, Nickel!"

Die beiden Männer ließen sich neben den Baumstümpfen ins hohe Waldgras nieder und machten ihre Ruhepause.

Steil fiel der Hang hinab zum brausenden Wildbach. Die gefällten und blitzweiß geschälten Riesenstämme lagen wie aus der Schachtel gefallene Streichhölzer kreuz und quer am Boden. Wo der holprige Schieferweg den Kahlschlag querte, dort waren die ersten Holzmeter aufgeschichtet und mit Nummern versehen. Ein Mann war dabei, neue Pfähle in die weiche Humuserde zu rammen.

Der Falke strich mit rauschenden Schwingen über den Bergwald und verlor sich im milchigen Dampf des Frühnebels, der aus stillen Tälern quoll. Noch lange stand sein heiserer Ruf über dem Walde, wie ein Aufbegehren wider das Tun der Menschen, die die großen Bäume niederschlugen und ihnen die schwarze Rinde vom Leibe trennten.

Nickel Koop, der junge Holzfäller, stemmte die Fäuste unter das Kinn und machte ein nachdenklich Gesicht. Ein schwerer Kampf tobte in seiner Brust, man sah, wie sich die wetterbraune Stirn furchte unter einer bitteren Not, die ihm auf der Seele saß. Er sagte, ohne sich nach dem Alten umzuwenden:

„Hier sind wir aufgewachsen, Vater Engewald!" Seine Stimme klang dunkel, wie aus der Tiefe eines Brunnens kam sie herauf und quälte sich an das Licht des Tages. „Die Sommer sind kurz hier oben in unseren Bergen. Kaum, daß die Heckenros Zeit hat zu blühen, kaum, daß der Ginster seine goldgelben Flammen aufsteckt vor dunklen Fichtendickungen."

Er schwieg. Der Alte nickte ihm zu.

„Ja, kurz sind unsere Sommer, aber so bunt, wie das Lied der Zipp! Schön sind unsere Sommer, Nickel!"

„Und die Winter, Alter, die Winter sind wohl nirgends so daheim wie bei uns?"

„Nirgends!" erwiderte der alte Engewald.

„Wie sie sich in Felslöchern und alten Bergwerkshalden verstecken, wenn der Frühlingswind warm und lockend über den Kamm weht, die lieben, weißen Schneewinter unserer Erzberge! Unser Wald hat viel vom Winter. Die Stille. Die Einsamkeit."

„Hm, hm", der Alte hüstelte und blickte sorgenvoll auf den jungen Schwieger. Er wußte wohl, warum Nickel das alles sagte, und schob sich seine Mütze aus der Stirn hinaus.

„Du hast den Tschechen also hinausgeworfen? Das war dumm von dir, mein Junge!"

Nickel Koop schien die Worte des Alten gar nicht gehört zu haben. Er sah einem Rehbock nach, der in hohen Fluchten den Steilschlag überquerte und im Jungholz verschwand. Als wenn er zu sich selber spräche, fuhr er nach einer Weile fort: „Der Mensch ist wie seine Heimat. Wir haben unser Beten und unser Sprechen dem Bergwald abgelauscht. Aus der Tiefe der Berge, aus dunklen, längst vergessenen Stollen klingt zuweilen noch, unserm Herzen vernehmbar, der dumpfe Hammerschlag unserer Ahnen. Sie waren Bergknappen, unsere Ahnen."

„So ist es! Der Mensch ist ein Teil der Landschaft, in die er hineingeboren wurde", sagte der Engewald dazu. Nickel Koop schien auf diese Entgegnung gewartet zu haben. Ganz leise sagte er: „Aber da erschreckt dich etwas. Du weißt nicht, ist es ein böser Traum, der dich narrt? Etwas Kaltes, unsagbar Fremdes begegnet dir, und du erschrickst. Fremde Laute sind es. Die kommen den Bergwald herauf, Alter, die kommen in unseren deutschen Wald und wollen herrschen, wo immer Freiheit war!"

Der alte Holzfäller sagte nichts dazu. Er erhob sich schwer von seinem Ruheplatz und nahm die Axt, die neben ihm an einem Wurzelstock lehnte. Es war wohl das beste, daß man über diese traurigen Dinge schwieg. Er nickte dem andern mit einem freundlichen Lächeln zu: „Komm! Wir müssen heut nachmittag noch ein Schock Hölzer schneiden!"

„Die fremde Zunge will Herr sein!" schrie Nickel Koop plötzlich auf, daß es wie ein dumpfes Grollen durch den Wald lief und die andern Männer im Schlag erschreckte. Dann seufzte er und folgte dem Alten. Sie stiegen über Wurzeln und Baumstümpfe noch höher den Berg hinauf. Hier stand der Tann noch dicht. Die warme Luft zitterte, und in dem blauen Blütenflammenmeer des Waldrittersporns flatterten große, bunte Schmetterlinge. Eine Eidechse kroch durchs Heidekraut und ließ sich dann auf einem großen Stein von der lieben Sonne bescheinen. Im Jungholz roch es nach Pilzen. Wenn man ein Ästlein hob, dann sah man wohl die dicken Braunköpfe. Wie kleine Wurzelgeister hockten sie unter niederem Tannengrün; manche hatten auch einen knallroten Hut auf und lauter weiße Pünktchen auf dem Hut. Und dann saß wohl eine giftige Kröte daneben und hüpfte dem Pilz auf das runde Dach, daß der neugierige Mensch erschreckt das Ästlein losließ und davonging.

Die beiden Holzfäller arbeiteten weiter. Der Schlag der Axt echote tief im Walde, die Säge fuhr den Bäumen in das Fleisch, es war eine schwere, harte Arbeit, da droben auf steiler Höhe. Manchmal geschah es, daß der Alte sich aufrichtete, um Atem zu holen. Dann war sein Blick heimlich bei Nickel Koop. Voll Stolz war dieser Blick, wenn der junge Holzfäller es nicht sah. Und einmal, da strich sich der Alte den Bart aus dem Munde und sagte:

„Du konntest ihn nicht ausstehen, den Fremden?"

„Seine Sprache tat mir weh. Er verlangte, daß ich einen Schein ausfüllen sollte!" Nun machte auch Nickel Koop den Rücken gerade und hielt die Axt wie ein Schwert in der Rechten. Schön sah er aus, der Sohn der Wälder. Und er meinte: „Das ist eine fremde Sprache, den Schein unterschreib ich nicht, sagte ich zu dem Mann. Er brüllte mich an. Den müßt ich unterschreiben! Aber ich lachte ihn aus. Der muß erst kommen, der mich dazu zwingt. Meine Muttersprache ist deutsch, wie der Wald, der da oben steht!"

Der alte Engewald nickte verstehend. „Da schlug der Tscheche Lärm?"

„Ja, das tat er. Er würde mir noch beweisen, wer Herr im Lande sei!"

„Da warfst du ihn aus deiner Stube hinaus?"

„Nein, das war für mich noch kein Grund!"

Nickel Koop schwieg. Er schwang die Axt mit kräftigem Hieb nach dem Anschnitt des Baumes. Das blanke Eisen keilte sich tief in den aufheulenden Stamm der Fichte. Der Engewald stand daneben und schätzte den Fall des Baumes.

Wieder sauste die blitzende Axt nieder. Ein Bersten und Dröhnen ging durch den Riesenleib. Dann senkte der Baum sein stolzes Haupt unter Krachen und Tosen. Die Luft erschütterte. Mit dumpfem Aufschlag erlag die schlanke, mächtige Fichte dem Willen der Menschen. Die Ruhe schien tiefer als vorher, es war, als hielt selbst der Wald den Atem an.

Der alte Engewald seufzte: „Daß du die Nerven verlorst, Nickel?"

„Die fremden Laute! Das war es, Alter! Du mußt wissen, daß der Tscheche in seiner Sprache zu schimpfen begann. Mir wurde heiß und kalt. Da war mein Weib, da war mein Bub, der Tonl, in der Stube. In meiner guten, deutschen Stube wollte also der Fremde aufmucken! Ich ertrug es nicht und brachte den Tschechen vor die Tür!"

Nickel Koop hatte kaum gesprochen, als die beiden Männer plötzlich aufhorchten. Von unten herauf kam ein leiser Pfiff. Die andern Holzarbeiter hatten ihn ausgestoßen.

Die beiden blickten hinab. Ein leichter Schreck durchfuhr sie.

Ein Junge kam atemlos den Berg herauf. Sein Gesicht glühte. Sein Atem flog. Die braunen Haare hingen ihm wirr über die Stirn.

Endlich hatte Tonl die Höhe erreicht und ließ sich erschöpft neben seinem Vater nieder. Nickel bückte sich zu ihm und faßte ihn an den Schultern. „Was gibt es?“ fragte er.

„Sie kommen, dich zu holen!“ preßte Tonl mühsam hervor und legte sich dann lang ins Gras, so erschöpft war er.

Unten im Grunde winkten die andern Holzarbeiter heftig herauf. Sie zeigten nach dem Wald. Vater Engewald trat nahe an Nickel heran:

„Willst du dich verstecken?“ fragte er. Nickel Koop wehrte sich gegen das Ansinnen. „Nein! Die Berge würden mich verachten. Ich will es ausfressen, was ich eingebrockt habe!“

Der Engewald atmete tief auf. Beinahe glücklich blickte der drein und drückte dem jungen Kameraden die Hand. „Wir sind doch ein starkes Völkchen beisammen! Das gibt Mut! Leb wohl, Nickel!“

Und dann, kaum daß sie es merkten, hing der Tonl dem Vater am Hals. Gar nicht so, als ob er traurig wär, so lachte es aus seinem glühenden, erhitzten Gesicht: „Soll dir noch einen Gruß von Mutter bringen. Und sorg dich nicht, Vater, wir halten schon aus, bis du wiederkommst!“

Dem Vater war es leicht, als er Abschied nahm vom alten Engewald und von seinem Sohn. Er konnte lachen, als sie ihn fortschleiften, und selbst sein geliebter Wald rauschte ihm still und zuversichtlich zu. Stolz und aufrecht ging Nickel Koop zwischen zwei bewaffneten Männern dem Tale zu.

*

Im Einschnitt, wo der Wald plötzlich stille steht vor dem Kirchlein Maria-Sorg, dort war auch das kleine Haus des Nickel Koop. Nun war das Haus ohne Herrn, und die Mutter weinte sich in einsamen Stunden die Augen rot, wenn Tonl, ihr tapferer Junge, es nicht sah.

Es wurde eine schwere Zeit im Haus am Berge, da keiner Arbeit Lohn das liebe Brot hereintrug. Im Ofen knisterte das Scheitholz, und die Flamme warf spielerische Figuren an die Wände. Die Wärme des Abends war wohl gut, aber das Brot konnte sie nimmer ersetzen. Der Nickel Koop blieb gefangen.

Tage und Wochen gingen ins Land, die waren voll Not und Entsagung. Die Waldmänner kamen herauf und brachten verstohlen ihr Scherflein, das die Koopmutter nur widerwillig nahm. Manchmal kamen auch die Thaler Jungen herauf, um Tonl zu besuchen. Sie sahen, daß Tonl und seine Mutter Hunger litten. Und sie kamen wieder und brachten Brot und Rauchfleisch.

Aber die Koopmutter wehrte sich. Das wär Bettelbrot, sagte sie. Nein, Bettelbrot ißt sie nicht. Trautmanns Wilhelm, der größte Junge aus dem Thale, der sagte zur Koopmutter:

„Das ist kein Bettelbrot!“

Vor einigen Monaten war er drüben in Deutschland gewesen, bei seinem Onkel in Oberwiesental. Und nun erzählte er, wie in dem großen Deutschland die Menschen alle zusammenstehen und einander helfen, wo es not tut. So soll es auch bei uns im Sudetenlande sein. Der Lehrer sagt, wir Deutschen im Böhmer Land sind auch eine große Familie und müssen uns gegenseitig beistehen.

So hatte die arme Frau viele treue Freunde um sich herum. Am Brote trug es nun gewiß nichts mehr ab, und gute Kinderaugen stärkten ihre Seele. Aber es blieb doch ein Leid in ihr, das nicht zu mindern war, solange ihr Mann gefangen saß. Dem Tonl und seinen Freunden entging es nicht, wie sich die Koopmutter härmte, und sie sannen ernsthaft darüber nach, wie sich alles zum Guten wenden ließe.

*

Die Binge ist ein verfallenes Silberbergwerk, ein tiefes, kreisrundes Loch, verwachsen mit Birken und Fichten. Früher, als Tonls Vater noch frei war, da trieb man hier viel lustige Spiele. Nun aber war die Binge ein ernster Ort, wo man nur im Flüstertone sprach und Wachen ausstellte und viel in Zeichen sprach. — Besonders Trautmanns Wilhelm, der Anführer der Jungen, war ganz erfüllt von einer ernsten Würde, und seine Stimme war voll Feierlichkeit, wenn er den versammelten Jungen einen neuen Plan vortrug.

Endlich war eine feine Idee gefunden, die den Beifall aller Jungen fand. Trautmanns Wilhelm sprang auf einen hohen Stein und verkündete: „Morgen nach der Schule fehlt keiner an der alten Buche!“

Damit trennten sie sich und gingen nach Hause.

An Schlaf war in dieser Nacht kaum zu denken. Mit fieberhafter Erwartung sehnte jeder den morgigen Tag herbei. In der Schule war die Zerstreutheit noch nie so groß gewesen, und ob auch der Lehrer zuweilen dazwischenfuhr, es wurde nichts Rechtes aus dem Unterricht. Nur einige Uneingeweihte waren aufmerksam wie zuvor. Aber das war nur ein kümmerliches Häuflein, mit dem der Lehrer nicht viel anfangen konnte.

Am Nachmittag bot sich dem Städtlein ein seltsames Bild. Da kam eine stattliche Reihe Jungen anmarschiert. Vor dem Amtshause, das mitten auf dem Marktplatz stand, machten sie halt. Hier saßen sie nun auf Treppenstufen und auf Fenstersimsen. Die Leute blieben stehen und wunderten sich, was das für ein bewegtes Bild war. Der Büttel fuhr sogleich unter die Jungen und schrie sie an, was das denn zu bedeuten habe.

„Wir warten auf den Nickel Koop!“ sagten sie und wichen nicht von der Stelle.

„Auf den Nickel Koop warten sie!“ sagten die Leute und nickten zufrieden und meinten nun: „Ach, die verflixten Jungens! Aber schön machen sie das, wunderschön! Ja, freilich, warum haben sie den Nickel vom Walde eingesperrt? Hat keinem Menschen je was zuleide getan und immer nur gearbeitet! Ei, die Jungens!“

Bis zum Abend saßen und standen die Jungen vor dem Amtshause. Es wurden immer mehr, und viele Erwachsene standen mit da, daß der ganze Marktplatz beinahe von Menschen wimmelte. Erst als die Sonne unterging und die Finsternis hereinbrach, wurde der Marktplatz wieder leer von Menschen. Dafür war in allen Stuben von dem Nickel Koop gesprochen, und viele meinten, es wäre ganz recht, was die Jungen machten.

Am andern Nachmittag war es ganz das gleiche Bild. Die Jungen trieben heute allerlei Spiele und sangen Lieder. Und wenn einer aus dem Amtshause kam und fragte, was denn der Spuk zu bedeuten habe, dann hieß es nur: „Wir warten auf den Nickel Koop!“

Nun war der Amtmann von den Schlechten keiner. Es war nur schwer, an ihn heranzukommen.

Tonl hatte es mehr als einmal versucht; er war hineingegangen in das Amtshaus, um für seinen Vater zu bitten; aber stets war es eine falsche Tür gewesen, und irgendein Brummbär hatte ihn davongejagt.

Dem Tonl war der Auflauf schon gar nicht mehr recht. Die Mutter hatte ihn gestern abend ins Gebet genommen. Sie war sehr böse auf ihn und hat sich dann ins Bett gelegt und immerfort geweint. Aber er war doch wieder mit den andern nach dem Markt gezogen. Im Trubel des Geschehens hatte er ganz vergessen, daß die Mutter krank im Bett lag.

Auf dem Türstein vor dem Amtshause saß er neben Trautmanns Wilhelm und war immer nachdenklicher und trauriger geworden. Wie hinter einen grauen Schleier verkroch sich alles Geschehen, er sah nichts mehr, ihm war, als träume er. Eine seltsame, traurige Musik klang ihm in den Ohren, dumpf und leise, wie aus weiter, weiter Ferne. Das griff so gewaltig nach dem Herzen, und je näher diese Klänge zu kommen schienen, um so mehr versank der Junge in eine unerklärliche Wehmut. Vom Walde herab mußte dieser Klang kommen, von seinem Walde, den er wie seinen Vater und seine Mutter liebte. Ja, wie die Stimme der Mutter, so war diese seltsame Musik.

So sah der Tonl gar nicht, wie ein Mann aus dem Hause kam und mit dem Wilhelm freundlich sprach, merkte gar nicht, wie er dann mit Wilhelm im Amtshause verschwand.

Draußen auf der Straße waren sie nun inzwischen müde geworden, denn es ging wieder auf den Abend zu. Manche verzogen sich und dachten wohl, daß es besser wäre, die Schularbeiten zu einer gewissen Ordnung zu bringen, denn es ging nicht an, daß der Mensch faul wurde, wo Straffheit von Tag zu Tag mehr am Platze war. Kurz und gut, zuletzt war es so, daß nur Tonl noch vor dem Amtshause saß, still, in sich versunken.

Da geschah es, daß eine heiße Hand sich auf seinen Kopf legte und eine Stimme ihn leise schluchzend beim Namen rief. Es war die Mutter, die ihren Jungen heimholen wollte. „Tonl“, sagte sie und war ganz lieb zu ihm und ohne Groll: „So geht es nicht, Jung, so kriegen wir den Vater nicht wieder!“

Sie saß nieder neben ihm und strich ihm sanft durchs Haar. Es war wie in dem Traum von vorhin. Die Wangen der Mutter waren so heiß.

„Du bist doch krank, Mutter, und kommst ins Tal?“

„Ja, ich mußte kommen, ich konnte nicht liegenbleiben, eine Musik hörte ich, so eine seltsame Musik, und ich hatte Angst um dich!“

„Ich bin wohl ein böser Junge?“ „Nein“, sagte sie zärtlich. „Nein“, kam eine freundliche Stimme, und die beiden erschrecken. Der Amtmann stand hinter ihnen und nickte der Koopmutter zu. Dann trat Nickel Koop zur Tür heraus. Still und ruhig nahm er sein Weib und sein Kind bei der Hand und führte sie dem lieben Bergwald zu.

Trautmanns Wilhelm stand noch beim Amtmann, und sie blickten den drei Menschen noch lange nach, bis sie ihren Blicken entschwanden.

(2. „Hilf-mit!“-Preis 1937/38)



Ein Kammdorf im Erzgebirge

Sudetendeutsche Heimat

Sagen und Märchen aus dem heimgekehrten Land

Das Land von unseren ins Reich heimgekehrten sudetendeutschen Volksgenossen ist stark an Sagen und Märchen. Aus diesem reichen, überlieferten Erzählerschatz wollen wir euch im folgenden ein paar Sagen und Märchen zur Kenntnis bringen.

Die drei Bergleute im Kuttenberg

Im Böhmerlande liegt ein weit und breit bekanntes Bergwerk, der Kuttenberg. Da hat sich vor langen Zeiten eine gar sonderbare Mär zugetragen.

Drei Bergleute, die Tag um Tag miteinander in die Grube fuhren und fleißig ihrem schweren Werk nachgingen, wurden verschüttet. Wohl hatten sie Speise und Trank für einen Tag mitgenommen, aber was sollte danach kommen? Sie sahen alle den sicheren Tod vor Augen und, fromm wie sie waren, beteten sie zum Herrgott und empfahlen sich in seine Hände. Doch siehe da, ihr Brot wurde nicht weniger und reichte weiter Tag um Tag. Auch das Öl in ihren Grubenlampen ging nicht aus. Da dankten sie dem Allmächtigen für seine Güte. Da sie aber nicht die Grube verlassen konnten, gingen sie wieder miteinander an die Arbeit. Sie arbeiteten weiter und merkten nicht, daß die Jahre vergingen. Sieben Jahre dünkten ihnen kaum eine Woche.

Nur daran, daß ihnen Bart und Haare wuchsen, merkten sie, wie rasch die Zeit verging. Einmal aber kam doch der Tag, wo sie sich recht herzlich aus der Grube heraussehnten. Sie wollten endlich wieder einmal die Sonne sehen, wollten endlich wieder einmal über blühende Felder und Wiesen schreiten, wollten heimkehren auf die Erde.

„Ach", wünschte sich der erste, „noch einmal möchte ich das Tageslicht schauen, noch einmal von Sonnenstrahlen gewärmt werden, dann will ich gern sterben."

Auch der zweite seufzte: „Ja, die Sonne sehen und dann heimkehren zu meinem Weibe, noch einmal mit ihr am Tisch sitzen und speisen. Gern will ich dann die Augen für immer schließen."

Der dritte wünschte sich ebenfalls, noch einmal die Erde zu betreten: „Gern will ich mein Leben lassen", sagte er, „aber es müßte mir vergönnt sein, vorher noch ein Jahr bei meinem Weibe und meinen Kindern zu sein und in Frieden und Eintracht zu leben."

Kaum hatte er ausgesprochen, da öffnete sich mit einem Donnerkrachen der Berg. Sonnenlicht in Hülle und Fülle überfiel die drei Bergleute, die glücklich, unsagbar glücklich waren.

„Sonne, herrliche Gabe Gottes", rief selig der erste aus, dann sank er tot zu Boden. Ein glückliches Lächeln stand auf seinem Gesicht. Sein Wunsch hatte sich erfüllt.

Die beiden anderen aber marschierten froh und wohlgemut in ihr Dorf. Als sie in ihre Häuser traten und den Frauen einen guten Tag boten, wurden sie zuerst nicht wiedererkannt. Sie verursachten im Gegenteil Schrecken und Furcht. Erst als sie mit Seife und Messer den Bart entfernten und sich das lange Haar vom Kopfe schoren, fielen ihnen die Frauen halb lachend, halb weinend um den Hals. Sie bereiteten ihren Männern ein köstliches Mahl, und die hieben mit Heißhunger ein. Dankbar schaute der zweite danach auf zum Himmel, dann sank auch er tot vom Stuhl.

Dem dritten war es vergönnt, noch ein ganzes Jahr mit seiner lieben Frau in Frieden und Eintracht zu leben. In den Schacht jedoch fuhr er nicht mehr, sondern nutzte jede freie Minute zum Spaziergang über die Wiesen und Felder aus.

Als das Jahr sich seinem Ende neigte, wollte er sich von seiner Frau verabschieden. Die aber sprach: „Ich lasse dich nicht allein gehen. Wo du hingehst, da will auch ich sein."

Der Bergmann umarmte sie, und ein gütiger Himmel versenkte beide in den ewigen Schlaf.

So war der Wunsch aller drei in Erfüllung gegangen. Sie haben noch einmal die Sonne gesehen, wurden glücklich und konnten selig die Augen schließen. Was gab es für sie Schöneres?

Das Helfensteiner Weinfaß

Am Fuße des Riesengebirges, auf der böhmischen Seite, liegt das Städtchen Trautenau. Eine Strecke davon entfernt, ins Gebirge hinein, stand einst vor langen, langen Jahren auf einem hohen Felsberg ein wuchtiges Schloß. Das hieß der Helfenstein. Dies Schloß verschwand, wie so viele andere im weiten Lande, urplötzlich mit Mann und Maus, und nie wieder hat man etwas von ihm gehört. Nur die Sage verblieb am Leben und versank nicht in der Vergangenheit.

Da war nun im Orte Marschendorf am Aupabach, der nahe bei der Schneekoppe entspringt, vor etwa drei- bis vierhundert Jahren eine junge Magd, die hütete in jenem wilden Gebirgstale das Vieh ihres Bauern. Drei Kinder aus dem Dorfe sahen ihr dabei zu. Ohne daß die Magd es recht merkte, weideten sich die Kühe so langsam der Richtung des Felsberges zu, und ehe alle sich versahen, standen sie vor dem Helfenstein.

„Kommt, laßt uns hinaufgehen", sagte da die Magd zu den Kindern, „vielleicht ist der Helfenstein heute offen und wir können das große Weinfaß sehen."

Neugierig gingen die drei Dorfkinder mit. Und richtig, der Fels war offen. Sie traten ein und kamen durch ein Vorgemach und einen Gang in eine weite Halle. Darin lag das große sagenhafte Weinfaß, das hatte nur noch wenige Dauben und Reifen. Eine dicke Haut von Weinstein umgab das Faß und ließ nichts herauslaufen. Wenn diese Haut angefaßt wurde, gab sie nach und schlotterte wie ein Windei.

Neugierig betrachteten die Eindringlinge das Faß. Da trat aus einem anderen Gemache, aus dem Musik und Tanz klang, ein gar altmodisch geputzter Herr, mit einem großen roten Federbusch auf dem Hut und einer riesigen zinnernen Kanne in der Hand, auf das Weinfaß zu, um neuen Wein zu zapfen. Als er die Magd mit den Kindern sah, lächelte er sie freundlichst an und bat sie, mit in den Nebenraum zu gehen, wo es heiter und gemütlich sei. Die Magd zagte jedoch. Da bot der Herr den vier seine gefüllte Weinkanne an. Doch niemand von ihnen wollte trinken.

„Wartet ein wenig", sagte er da, „ich hole euch ein paar kleine Becher."

Kaum war er verschwunden, da befahl die Magd den Kindern: „Lauft so schnell ihr könnt aus diesem Berg. Hier sind alle verwunschen und verdammt."

Eilenden Fußes jagte sie mit den Kindern davon, heim ins Dorf. Hinter sich hörten sie donnerndes Krachen.

Als sich der erste Schreck bei allen gelegt hatte, schlich sich die Magd nochmals neugierig an den Felsberg, um zu sehen, was eigentlich geschehen sei. Aber enttäuscht mußte sie heimgehen. Sie konnte nicht mehr feststellen, woher das Krachen und der Lärm gekommen war. Nur eines sah sie sofort, daß der Eingang zum Felsberg und Helfenstein spurlos verschwunden war. Auch später, als die Magd mit ein paar beherzten Männern noch einmal die Gegend absuchte, fand sie nichts mehr. Der Fels stand ehern und fest, und nirgends war ein Eingang zu entdecken. Bis heute ist er noch nicht wieder gefunden worden.

Der König im Berge

Im deutsch-böhmischen Gebirge lag vor Jahren ein altes Schloß. Das sollte eines Tages im Bau erneuert werden. Als die Maurer und Bauhandwerker an die Arbeit gingen, fanden sie im Grunde des Bergschlosses viele Gänge und Kellergewölbe. In einem der größten und schönsten saß ein König in einem elfenbeinernen Sessel und schlief. Neben ihm stand regungslos eine wunderschöne Jungfrau und stützte sein Haupt.

Als nun die Werkleute, neugierig wie sie waren, nähertraten, verwandelte sich die Jungfrau urplötzlich in eine Schlange. Zischend spie sie ihnen Feuer und Dampf entgegen. Da wichen die Handwerker scheu und ängstlich zurück.

Sie eilten sofort zum Besitzer des Bergschlosses und meldeten ihm das Gesehene. Als der sich ungläubig selbst in den Keller begab, hörte er die Jungfrau gar jämmerlich stöhnen und seufzen. Er öffnete mutig die Tür zu dem großen Kellergewölbe und wollte hinein in das Zimmer. Aber wieder zischten Feuer und Dampf ihm entgegen.

Schon wollte er kehrtmachen, da rannte sein kleiner Hund in das Gewölbe hinein. Von einem Tier wollte sich der junge Schloßherr nicht beschämen lassen, und so schritt auch er mutig und kraftvoll in den Raum. Und siehe da, es kam ihm jetzt kein Feuer und Dampf mehr entgegen. Bald sah er auch die schöne Jungfrau stehen. Sie hielt den kleinen Hund auf ihrem Arm und streichelte ihn zärtlich. Als der junge Ritter nähertreten wollte, erschien auf der weißen Kellerwand eine blutrote Flammenschrift. Sie verkündete dem Ritter, daß er nun kehrtmachen solle, wenn er nicht ins Verderben rennen wolle.

Doch der scherte sich nicht darum und schritt waghalsig weiter. Da umprasselten ihn aufs neue die Flammen und verschlangen ihn, die Jungfrau und das Schloß am Berge.

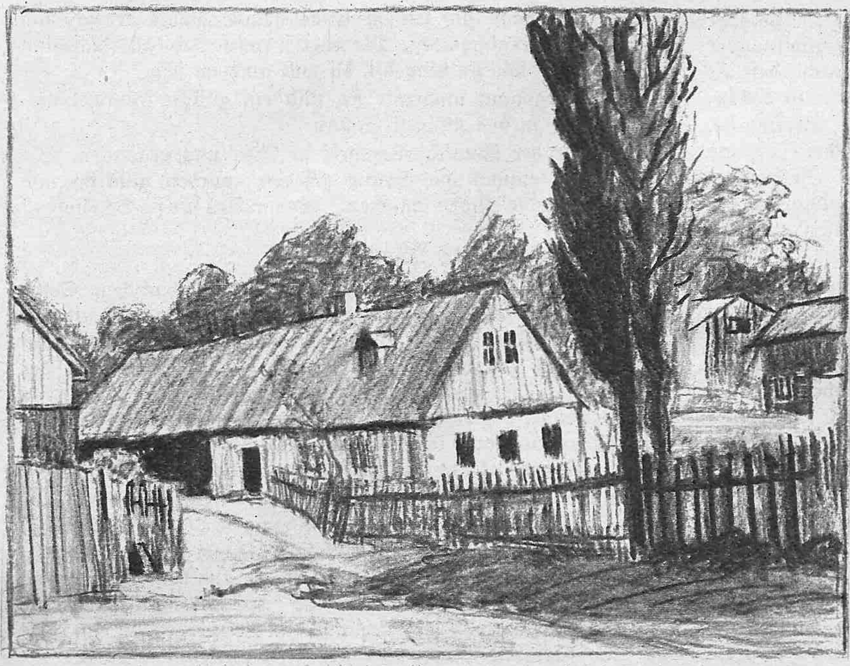
Die Rettung der ertrunkenen Seelen

In einem See im Böhmerlande wohnte einst ein Wassermann. Wer ihm begegnete, der merkte kaum einen Unterschied zwischen ihm und einem Menschen. Nur ein paar Kleinigkeiten verrieten ihn. Der Wassermann trug immer einen grünen Hut, konnte die Lippen nicht schließen und hatte bleckende, grüne Zähne.

Wenn die Sonne schien, saß er mit Vorliebe irgendwo am Ufer auf einem Stein und spann sich aus Algen und Wasserpflanzen ein festes, undurchsichtiges Gewand. Oft sah er auch den Knechten und Mägden bei der Arbeit zu und jagte ihnen, wenn er gerade Lust dazu hatte, einen tüchtigen Schrecken ein.

Dieser Wassermann war einst gut bekannt geworden mit einem Bauern, der nahe am See wohnte. Er war sogar öfters in dessen Hause zu Besuch und lud eines schönen Tages auch den Bauern zu sich in seine Wasserwohnung ein.

Gern und neugierig folgte der Bauer und fand es unten über alle Maßen schön. Mit blanken Augen bewunderte er die vielen Schätze des Wassermannes. Da gab es wunderschöne Muscheln





Einfaches und schlichtes Bauernhaus im Egerland. Daneben eine Häuslerhütte im böhmischen Grenzland

und buntschillernde Steine, die sicher ein Vermögen wert waren. Perlen und Goldstaub bedeckten Tische und Schränke. Der Wassermann war ein gar reicher und besitzender Geselle. Je weiter der Bauer mit ihm durch die Räume ging, um so mehr schöne und seltsame Dinge erlebte er. Er kam aus dem Staunen nicht heraus, und manches Mal schüttelte er verwundert den Kopf.

In einer kleinen Stube sah er lange Reihen von umgestürzten neuen Töpfen. „Was ist das?“ fragte er den Wassermann. Der erklärte ihm: „Alle Jahre hole ich mir einen Menschen in den See, und dessen Seele ist dann mein. Ich halte sie unter solch einem Topf versteckt. Jeder will doch sein Vergnügen haben, und dies hier ist meines.“

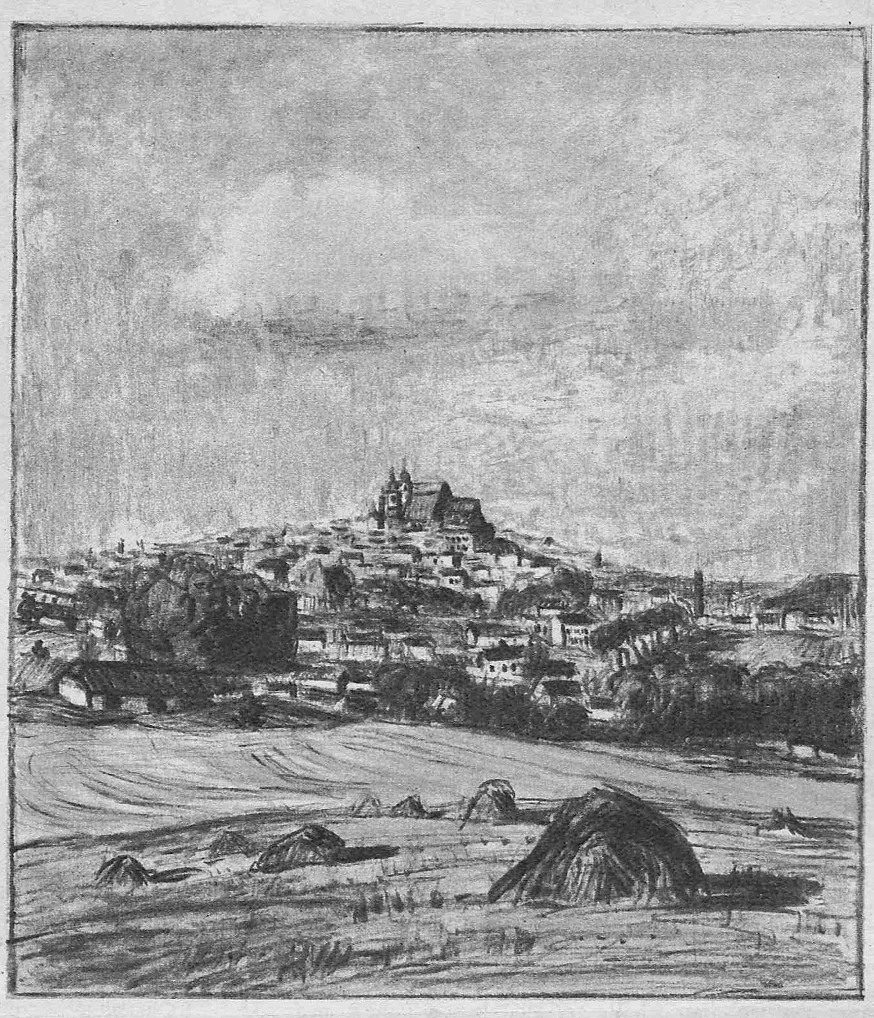
Das verdroß den ehrlichen Bauern sehr und ging ihm immer wieder im Kopf herum. Darum merkte er sich beim Heimgehen den Weg zum Wasserschloß genau.

Eines Tages, als der Wassermann sein nasses Heim verlassen hatte, um irgendwo anders einen Besuch zu machen, schlüpfte der Bauer schleunigst in die Behausung des Wassermannes und warf alle umgestülpten Töpfe um. Das war eine Freude für die eingesperrten Seelen, und erlöst schwebten sie aufwärts.

Der Wassermann aber wurde böse, als er den Streich bemerkte, und schwur dem Bauern grimmige Rache. Jedoch, was er auch immer versuchte, der Bauer war gegen alles gefeit; denn einem Menschen, der Gutes tut, helfen auch die guten Geister.

So lebte der Bauer dann auch glücklich und zufrieden weiter bis an sein Lebensende und dachte noch oft und gern an den gelungenen Streich und die glücklichen erlösten Seelen.

Alle Zeichnungen aus dem Sudetenland wurden von Paul Klose (Berlin) für „Hilf mit!“ angefertigt



Die deutsche Sprachinsel Iglau



Spinnerei bei Neuberg im Ascher Bezirk

Die Maus und das Gold

Über das Gebirge, welches man die böhmischen Kämme nennt, stieg einst ein armer Krämer herab nach seiner Heimat, dem Städtchen Reichenau im Königgrätzer Kreise. Der vom vielen Marschieren ermüdete Mann setzte sich auf einen Felsblock und begann ein Stück Brot zu essen. Das war seine ganze Mahlzeit, mehr besaß er nicht. Seinen Durst stillte er aus der hellen Siebnitzquelle, die dort vom Gebirge munter in das Tal fließt.

Wie er so saß und vor sich hinsann, sah er ein kleines, winziges Mäuschen dasitzen, das ihn mit seinen Äuglein ansah, als hätte es ebenfalls großen Hunger. Gutmütig streute er ihm ein paar Brosamen von seinem kärglichen Essen hin und freute sich, als das Mäuslein sie mit Wohlbehagen verzehrte. Dem armen Krämer wurde richtig warm ums Herz, als er das kleine Tier so nett futternd dasitzen sah.

„Nun habe ich nichts mehr“, sagte er dann, und es tat ihm selber leid, kein Brot mehr zu besitzen.

Plötzlich war die Maus verschwunden, und traurig starrte der Krämer auf den Fleck, wo sie gesessen. Doch da kam sie ja schon wieder und brachte sogar ein richtiges Goldstück mit angeschleppt, und noch eines, immer noch eines. Neugierig folgte der Mann ihr bis zu einem Loch im Gestein und fand hier einen ganzen Haufen echter, alter böhmischer Golddukaten. Da jubelte der arme Krämer, und dankbar wollte er der Maus sein letztes Brot geben. Aber die war ebenso schnell verschwunden, wie sie aufgetaucht war.

Der Krämer wanderte nun frohen Herzens hinab nach Reichenau. Nur wenig behielt er von seinem Schatz. Den größten Teil spendete er den Notleidenden und Bedürftigen seines Heimatortes. Er selbst aber lebte als geschätzter und beliebter Bürger seiner Stadt noch viele Jahre.

Der krummgehörnte Teufel

Eine Jagderzählung von Franz Graf Zedtwitz

„Haben Sie den Teufel bestätigt?“ fragte der Jagdherr unten im wilden Tal zwischen den Felsmauern der Karawanken.

„Na“, antwortete der slowenische Jäger, „Boga mi, den ganzen Sommer ist er mit den drei anderen Böcken zusammengestanden, und jetzt ist er weg. Ich such ihn eh schon die ganze Zeit, weiß Gott, wo der wieder steckt.“

Der Jagdherr zerdrückte ärgerlich seine Zigarette im Aschenbecher. Es war die gleiche Geschichte wie in fast jedem Jahr. Im November wurden die Steinböcke roglig; nun begannen die alten Herren mit den krummen Hörnern zu wandern. Dann vertrugen sie sich auf einmal nicht mehr, dann war es, als packe sie die Sehnsucht nach der Ferne, als erwache in ihrem Herzen eine seltsame Hoffnung, irgendwo in den Steiner Alpen oder gar drüben in Kärnten ein neues Revier zu finden, wo es noch mehr Steinwild gab, noch mehr Steingeißen, noch wildere Aufregungen, wie sie die Brunft Anfang Dezember für jeden starken Steinbock mit sich bringt. Sie waren freilich überall geschützt, die Steinböcke. Aber es konnte doch leicht sein, daß ein Wilderer seine böse Lust nicht bezähmen konnte, wenn er einen von den krummgehörnten Riesen ruhevoll durch die wildesten Schroffen ziehen sah. Und dann gab es einen Zuchtbock weniger vom kostbarsten Bergwild Europas, ein Verlust, der schwer zu tragen war. Ganz abgesehen davon, daß man nie wußte, ob solch ein Bock auch wieder zurückfand, wenn er nicht abgeschossen wurde. „Sie müssen den Teufel suchen, vielleicht steckt er doch noch bei uns!“ — „Jawohl, Herr Baron!“ Der Jäger griff an seinen verwetterten Hut und drückte sich zur Tür hinaus. Zwanzig Jahre lang betreute er die Steinböcke, und nicht viel kürzer war die Zeit, während der er den Teufel, den besten Steinbock des Reviers, behütete. Der führte seinen Namen von einer Begegnung mit einer abergläubigen Betschwester, der der Bock mitten im dicksten Schneetreiben angelaufen war. Die Krummhörner sehen und „Jesus Maria, der Teufel!“ schreien, war eines gewesen. Damit hatte der Bock seinen Namen weg; aber das schor ihn wenig.

Das schor ihn gerade jetzt in diesem Augenblick wenig. Er stand oben auf einem vergrasten Sattel, ehernes Standbild, und äugte ruhevoll in das Ziehen der Novembernebel. Unten im Tal lag es wie ein weißes Meer. Der Wind fuhr durch die Schwaden und drehte manchmal weiße Springbrunnen aus Dunst und Wasserstaub empor bis hinauf zu den höchsten Felsen, wo die Luft im Geklüft sauste. Ab und an kam die Sonne durch und warf ihren matten Schein auf das ausgewinterte Gekräut und die Schneefladen, die vom letzten Schneesturm liegengeblieben waren. Den Bock kümmerte das alles nicht. Er lauschte nur auf die Unrast seines Blutes, auf den Drang, hinauszuziehen und sich ein neues Revier zu erobern.

Er wußte freilich nicht, daß es weit und breit kein anderes Steinbockrevier gab, er ahnte nicht, daß erst in der Ostmark, bei Blühnbach und Öblarn, wieder Steinböcke zu finden waren, und dann erst wieder bei Berchtesgaden, wenn man von den Schweizer und italienischen Revieren absah. Er wußte auch nicht, daß er einer der Besten der letzten 4000 Alpensteinböcke war. Er gehorchte nur dem Trieb, der in ihm war von seinen gewaltigen Ahnen her, der Trieb, der ihm befahl, zu wandern, Geißen zu finden, um ihren Besitz zu kämpfen und seine Kraft weiter zu vererben.

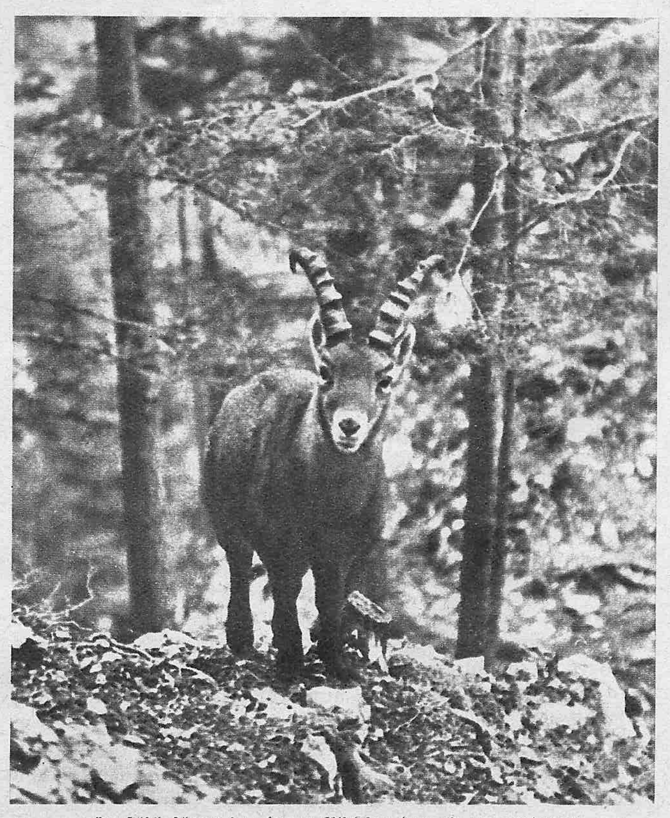
Der Teufel stand wohl zwei Stunden lang wie angewurzelt. Die Nebel stiegen, die Sonne wurde mit ihnen nicht fertig. Die ganze Welt versank in Grau, der Grat verschwand und die Tiefe wurde unsichtbar. Plötzlich entsann er sich an den Augenblick, drei Tage vorher, als er plötzlich das Gehörn eingelegt und die drei Böcke angenommen hatte, mit denen er während der ganzen warmen Jahreszeit durch Wände und Halden gezogen war. Seine Lichter verdrehten sich bei dieser Erinnerung, das Riesengehörn mit den steinharten Knoten senkte sich wie zum Angriff, die Haare auf seinem Rückgrat sträubten sich und der Atem pfiff ihm durch den Windfang. Aber dann besann er sich. Die drei Böcke waren davongeprescht, als säße ihnen der Leibhaftige im Nacken, denn diese Sturmmaschine von gut und gern hundert Kilogramm war ihnen gewaltig überlegen gewesen. Der Starke hatte ihnen nachgeäugt, bis sie klappernd hinter den Latschenfeldern verschwunden waren; dann hatte er sich auf den Weg gemacht. Raufen wollte er, raufen! Daß er hier auf der Begunschitza, auf der Baba und Koschuta, Korosza und Zelenitza der Stärkste war, wußte er längst, aber anderswo konnte er es noch probieren. Und so setzte er sich nun in Bewegung und stieg in den aufbrauenden Nebel hinein, in das schlechte Wetter, das in den Schlünden brütete, und in den Sturm, der seine Orgel im Gewänd zu spielen begann.

Er nahm einen Wechsel an, der vom Grasfattel talwärts führte. Es war ein Gemswechsel, auf dem die Rudel nur dann zogen, wenn sie stark beunruhigt worden waren und keinen anderen Ausweg mehr wußten, denn er war außerordentlich steil und führte durch krankes Gestein, das in ganzen Salven unter jedem Tritt hervorknatterte. Den Bock kümmerte das nicht. Seine gelben Lichter starrten in den Nebel hinein, sie achteten kaum auf den schlimmen Weg, und dennoch fanden seine Läufe mit unfehlbarer Sicherheit Tritt um Tritt. Steinschlag stob vor dem Wanderer her, Felsblöcke kollerten in die Tiefe. Dann begann es zu schneien.

Unten auf dem Schuttkegel fuhr der Schnee schon in Schwaden einher, die Felsen waren weiß überzuckert, der Wind pfiff. Dem Teufel war dies gleichgültig. Er zog dahin, er prüfte den Wind, ob er ihm nicht einen vertrauten Duft zutrug, Geruch von Fahlwild, von Steingeißen oder Steinböcken. Die Hoffnung trog. Hier gab es nur Gemsen und ab und an ein versprengtes Reh, das war alles. Er mußte weiter.

So begann seine große Wanderung, die ihn über die Grenze Sloweniens hinausführte, eine Wanderung über Bergkämme und durch Täler, eine ungeheuere Reise. Es mußte doch noch irgendwo Fahlwild stehen, er konnte doch in diesem erstarrten Meer aus Bergrücken und Waldtälern nicht der einzige Steinbock sein, umgeben nur von Gemsen und ähnlichen unbedeutenden Wesen! Er mußte irgendwo seinesgleichen finden!

Viele begegneten ihm. Der Herrenjäger, der zur Gemsbrunft ins Gebirge gekommen war und der eben im hohen Neuschnee mühsam bergan keuchte, sah erstaunt auf den Jäger, der ihn führte, denn der gleichmütige Mann warf sich hinter den nächsten Stein und keuchte vor Aufregung. „Schauen's dahin, Herr, schauen's dahin! Dös is aber einer, dös is a Steinbock!“



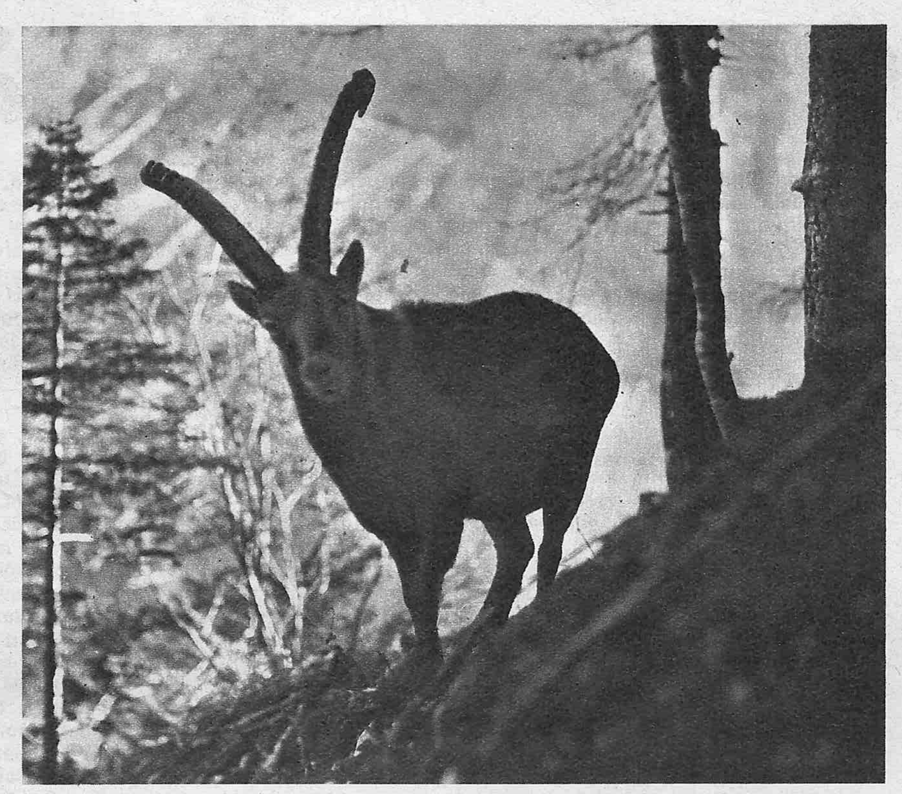
Ängstlich schaut das junge Böckchen dem Gegner entgegen

Ja, was war gegen diesen Kerl der läppische Gemsbock, der dort drüben sein Rudel durcheinandersprengte und keuchend und blädernd bald der, bald jener Geiß den Hof machte? Ein Nichts war er, ein Kümmerling! Seine schwarzen Krucken wurden Striche neben dem Riesengehörn, das der Steinbock über seinem muskelstrotzenden Nacken schwanken ließ.

Die beiden Jäger behielten ihn im Glas, wie er da ohne Rast und Ruhe, scheinbar langsam und doch so ungeheuer schnell den Hang hinaufwechselte, wie er ab und zu den Windfang in den Schnee tupfte und ihn jedesmal wieder enttäuscht hochnahm. Den Gemsen schenkte er keinen Blick, der Steinbock. Er wechselte an ihnen vorbei und verschwand in den Wänden, dort, wo die schweren Wolken hingen, grau mit dem grauen Schnee verschmolzen.

Ohne Ruh, ohne Rast zieht der Bock. Jede Fährte, die tief in den Schnee gedrückt ist, läßt seine Hoffnung aufflammen, und jedesmal belehrt ihn der Windfang, daß es kein Fahlwild war, das hier zog. Die Wolken zerreißen, Sonne strahlt auf den silbern glitzernden Schnee. Der Schnee schmilzt, die ersten Herbstlawinen rollen ab, und das tote Gras sticht graugrün durch das Weiß. Der Bock zieht, sucht, sucht.

Was der geübteste Bergsteiger nicht aushalten würde, er schafft es spielend. Seine massigen Eisenläufe bewältigen jede Steigung, seine Doppelhufe haften in jeder Ritze, an jeder Rauhigkeit, sein starkes Herz gerät niemals außer Takt, und seine Lungen arbeiten gleichmäßig und ruhig. Er sucht.



Der Teufel auf der Lauer   Aufnahmen: Franz Graf Zedtwitz

Er ist heute hier und morgen dort. Der Naz, ein Holzfäller, der im Geruch steht, ab und zu ein Stück Wildbret nach Hause zu schaffen, das er nicht gekauft hat, begegnet ihm am Morgen mitten im Talwald. Der Mann hält die Axt geschultert, seine Augen spähen gewohnheitsmäßig umher, stechend und farblos. Vor ihm donnert ein Gießbach durch die Fichten und spielt mit kopfgroßen Kalkbrocken Ball. Da steht drüben auf einer kleinen Freiung plötzlich der Teufel. Der Bock äugt herüber zu dem Mann, der unwillkürlich in die Knie gesunken ist und der die Axt verflucht, die er nicht brauchen kann. Die gelben, geschlitzten Lichter, die spitzen Gehöre, das alles wendet sich gleichmütig dem Wilderer zu, dessen Stutzen tausend Gänge weiter wohlgefettet in einem hohlen Baum steckt. Der Mann interessiert den Teufel überhaupt nicht, er weiß zu genau, daß er geschützt ist. Aber die Unrast in seinem Herzen macht es, daß er bedächtig wendet und jäh, mit einer gewaltigen Flucht, hinter niedergebrochenen Felsen verschwindet, lautlos, weil der Bach alles Geräusch übertönt. Der Wilderer hastet über den Bach, er steckt die Finger in die groben Ausrisse, dort, wo eben noch der Bock stand, er schnuppert und wittert den eigentümlichen Gestank ein, er überlegt, hastet davon und holt den Stutzen. Am Abend dieses Tages bringt ihn ein Jäger strahlend zu Tal. Der Wilderer hatte alle Besinnung verloren auf der herrlichen Fährte, er war ihr unbedacht nachgestiegen und dem Jäger geradwegs vors Rohr gelaufen.

Heute da und morgen dort. Der November geht seinem Ende zu, der Dezember kommt. Es hat geregnet, die Täler dampfen, schwere, dunkelblaue Wolkenballen hängen an den Kämmen fest und flappen träge hin und her. Die Brunstzeit setzt ein, das Fahlwild erwacht aus seiner unbeirrbaren Ruhe.

Der slowenische Jäger ist den ganzen Tag hindurch draußen. Der Bestand wirbelt in diesen Tagen durcheinander, bald steht jener Bock mit dieser Geiß zusammen, dann kommt ein Stärkerer und verjagt ihn, kurz, man muß aufpassen, will man ständig darüber im klaren sein, wo die einzelnen Stücke stecken. Unausgesetzt folgen die Böcke den Geißen, ohne zu äsen, ohne zu rasten.

Eben kauert der Mann hinter einer Geländewelle. Vor ihm steht eine Geiß in den Latschen. Ihr Kitz von diesem Jahr äst am saftigen Gezweig einer Grünerle. Man kann nicht viel von den beiden Stücken erkennen, denn die Nadelbürsten des Krummholzes decken sie gut. Noch weniger ist von dem mittelstarken Bock zu sehen, der mitten in den Latschen drinsteckt. Dagegen steht unten im Hochwald ein ganz junges Böckchen frei, das immer wieder heraufäugt, sich aber doch nicht in die Nähe des Starken wagt.

Dieses Böckchen ist sehr possierlich, und so schenkt ihm der Jäger ab und zu einen Blick. Da sieht er plötzlich, wie der schwache Bock das Haupt herumwirft, wie er den Hals reckt und dann mit einer langen Flucht in den Wald hineinrasselt, daß der Dreck und die Steine spritzen. Was war da los?

Drüben, wo der Waldhang dunkel gegen eine besonnte Felsmauer steht, erscheinen zwei Hornspitzen. Dann schiebt sich ein ungeheueres Gehörn hervor, geknotet, weit auseinandergedreht, ein Gehörn, wie es nur einer hier im Revier besitzt. Und dann wächst die Gestalt des Teufels über die Böschung heraus, die Satanslarve, der mächtige Hals, der rappenschwarze Rumpf und die stämmigen Läufe. Er hat Zeit, der Teufel. Er ist zwei Tage lang einfach durchgewechselt, er ist über zwei Dutzend Berge und Täler gezogen, er ist über Bäche gesetzt, er hat sich nicht aufgehalten. Es war wieder einmal so, wie es schon öfter gewesen war: Er hat kein Fahlwild gefunden. Da hat ihn das Heimverlangen gepackt. Da ist er geradwegs, seinem untrüglichen Richtungssinn folgend, auf dem kürzesten Wege über die Berge nach Hause gewechselt, und hier ist er nun wieder.

Die Geiß da drüben hat etwas gemerkt und der Bock neben ihr auch. Er wirft das Gehörn in den Nacken, er rollt die Lichter, er kommt hervor. Ganz langsam, als wandle er im Halbschlaf, setzt der Teufel eine Schale vor die andere. Er zieht dem Gegner stichgerade entgegen, bis er endlich das Gehörn senkt und losprellt. Es kracht, als schlüge Stein auf Stein, es knirscht, es knallt. Die Böcke raufen, sie hauen die Gehörne aneinander. Aber das dauert nicht lange. Schon kommt der Schwächere ins Wanken, schon wendet er und rast in die Latschen hinein, hinauf ins Gemäuer der Felsen, der Teufel hinterher.

Zweihundert Meter über dem Kar hat er den Gegner eingeholt, hat er ihn in eine Sackgasse geklemmt, und hier, auf einem meterbreiten Band, unter sich den Absturz, raufen sie weiter. Unbarmherzig schiebt der Teufel den Schwächeren dem Rand des Absturzes zu, unbarmherzig, wie das Verhängnis. Der Jäger flucht, er überlegt, ob er einen Schreckschuß daran wagen soll, denn auch der Teufel darf keinen der kostbaren Böcke in den Abgrund schmettern. Aber da ist es schon geschehen. Der Schwächere knickt ein, rasselt die Wand hinunter, schlurrt an den Felsen entlang und, wahr und gewiß, steht auf einmal auf einem winzigen Vorsprung, zwanzig Meter tiefer unten. Von oben her äugt ihn der Teufel schadenfroh an. Nun ist der Jäger beruhigt. Ist die Wand auch noch so wild, ein Steinbock findet doch heraus, wenn er nur in Ruhe gelassen wird. Nur nicht stören! Der Mann drückt sich vorsichtig von seinem Platz weg. Das letzte, was er sieht, sind die Riesenhörner des Teufels, die hinter dem fahlen Rücken der Geiß her in den Latschen verschwinden.

Rudi ist immer auf Draht!

Wenn unser Fähnlein den Rudi nicht hätte, dann wäre uns schon manche schöne Stunde durch die Lappen gegangen. Rudi ist unser Allerweltskerl. Wo irgend etwas fehlt, wo irgendwelche Hindernisse auftauchen, da springt er ein. Er ist überall zu gebrauchen und scheint alles zu können. Schon oft haben wir uns den Kopf darüber zerbrochen, wo er seine vielen Kenntnisse und Fähigkeiten her habe. Aber erraten hat es keiner von uns. Neulich erst auf dem Heimabend hat er wieder einmal bewiesen, daß er immer auf Draht ist. Unser Führer war durch einen kleinen Unglücksfall verhindert, zum Dienst zu kommen. „Gerhard, mach' du heute einmal den Heimabend", hatte er seinen Stellvertreter beauftragt. Der lief den ganzen Tag mit einem dicken Kopf herum und überlegte hin und her, was er am besten anstellen könne. Für einen geschichtlich ausgerichteten Heimabend war die Vorbereitungszeit zu kurz. Also blieb nur noch die Lösung eines leichten, unterhaltsamen Abends. Aber was tun? Gerhard überlegte und grübelte. So fand ich ihn nachmittags, als ich ihn wegen einer Schulaufgabe in seiner Wohnung besuchte. Er erzählte mir als seinem besten Freund natürlich von seinen Sorgen, und nun versuchten wir beide einen Ausweg zu finden. „Wie wäre es mit einem Liederabend?" schlug ich vor. Aber davon wollte Gerhard nichts wissen. „Wir haben erst am letzten Mittwoch den ganzen Abend Landsknechts- und Fahrtenlieder gesungen", lehnte er ab. Schließlich fand er, daß es am besten wäre, wenn wir einmal einen recht schönen Heimabend mit Erzählungen vom Zaun brechen würden. Das gefiel auch mir, dennoch aber fragte ich: „Wer soll denn da erzählen?" Das war natürlich unvorsichtig von mir, denn sofort antwortete Gerhard: „Wer erzählen soll? Na, das ist doch ganz einfach. Jeder von uns, der eine Geschichte weiß, erzählt sie. Du mußt zum Beispiel ganz bestimmt eine erzählen. Bereite dich auf jeden Fall darauf vor."

Wenn ich ehrlich sein soll, so war ich darüber nicht gerade sehr erfreut. „Muß das sein?" fragte ich leicht erbost und hoffte, daß Gerhard wenigstens mir als Freund dies erlassen würde. Aber man soll bekanntlich das Denken den Pferden überlassen, weil die einen größeren Kopf haben. Als ich Gerhard so auf die freundschaftliche Weise darum bat, mich von dieser Erzählerpflicht zu befreien, wurde er beinahe böse. „Red nicht so dumm daher", schnaubte er mich an, „gerade weil du mein Freund bist, mußt du erst recht alle Pflichten auf dich nehmen. Erstens bist du nichts Besseres als die anderen, und zweitens kannst du auch mir zuliebe ruhig mal etwas tun."

„Mm" konnte ich da nur sagen; denn Gerhard hatte natürlich recht. Da stand ich nun mit meiner Aufgabe und wußte nicht, was ich jetzt tun sollte. Ein wenig verstimmt verließ ich Gerhard und überlegte schon, ob ich nicht heute lieber den Heimabend schwänzen sollte. Natürlich wegen Krankheit. Aber nein, das ging ja nicht. Erstens wußte Gerhard ja ganz genau, daß ich kerngesund war, zweitens konnte ich ihn auch nicht im Stich lassen, und dann habe ich noch nie auf dem Heimabend gefehlt. Nein, das durfte ich nicht. Das wäre feige gewesen, elend feige.

Ich mußte also wohl oder übel einen Ausweg finden, und der fiel mir zur rechten Zeit ein. Es gab nur einen, der mir helfen konnte, und das war Rudi. Es wäre ja gelacht gewesen, wenn der hierbei versagt hätte. Und er versagte auch nicht, er bewies wieder einmal, daß er auf Draht war.

„Mach dir man keine Sorgen", lachte er mich an, „det Kind werd'n wir schon schaukeln. Uns könnse doch nich in de Tüte stecken. Bei uns gibt's keen Versager." Er schob mich in einen großen Ledersessel im Zimmer seines Vaters, setzte sich auf die Kante, schaukelte mit den Beinen und erzählte mir dann eine tolle Geschichte von Weißen und Negern. Ich schrieb mir natürlich schnell ein paar Stichworte auf und freute mich darauf, diese Geschichte heute abend zum besten geben zu können.

Dankbar drückte ich unserem Allerweltskerl Rudi die Hand und eilte heim, wo ich mir während des Abendbrotes die Geschichte noch einmal richtig durch den Kopf gehen ließ. Sie gefiel mir sehr gut, und ich wußte, daß auch meine Kameraden sicherlich von ihr begeistert sein würden.

Aber sonderbar, auf einmal hatte ich ein schlechtes Gewissen. Was nun, wenn Gerhard heute auch vom Rudi eine Erzählung forderte. Wovon sollte der sprechen? Ich hatte doch seine Geschichte schon erzählt. Nein, das konnte ich nicht tun, und so entschloß ich mich, Gerhard notfalls zu sagen, daß ich mich nicht vorbereitet hätte.

Aber alle meine Sorgen waren umsonst; denn Gerhard verlangte auf dem Heimabend gar keine Erzählung von mir. (Wie er mir später sagte, aus Strafe, weil ich erst so faul war.) Nein, er selbst erzählte eine spannende Geschichte, die uns allen sehr gefiel. Es waren Abenteuer so recht nach unserem Herzen.

Dann kam Rudi an die Reihe. Der bewies uns wieder einmal, daß er stets auf dem Kien war. Sofort legte er los und erzählte eine Pfundsgeschichte. So etwas Lustiges hatten wir lange nicht gehört. Da saßen wir und verschlangen Wort für Wort von Rudis lustiger Erzählung. Der ersten Erzählung folgte eine zweite, eine dritte. Es wurde immer lustiger. Solch einen frohen Heimabend hatten wir lange nicht erlebt. Und gelacht haben wir! Als wir später als sonst das Heim verließen, lachten wir noch alle. „Rudi war wieder einmal ganz groß in Form", sagte einer.

Ja, das stimmte. Weiß der Henker, wie der Kerl das wohl anstellte. Lange grübelte ich darüber nach, schließlich fragte ich ihn einfach einmal. Er lachte und gestand mir, daß dies alles nur halb so schwer sei.

„Du mußt nur überall die Augen aufmachen", meinte er, „dann weißt du auch alles." So recht glaubte ich ihm nicht. „Man kann doch nicht alles erleben und sehen", behauptete ich, „z. B. deine lustigen Erzählungen auf dem Heimabend, wo hast du denn die her?"

Wieder lachte Rudi. „Mensch", sagte er, „bist du aber eine Trantute. Das ist doch ganz einfach. Ich habe in „Hilf mit!" von der Schriftenreihe gelesen und mir sofort den Band „Wo brennt's denn?" gekauft. Da stehen alle diese lustigen Sachen drin."

Eigentlich wollte ich die „Trantute" nicht auf mir sitzen lassen und eine handliche Rollerei mit Rudi beginnen. Dann aber sah ich ein, daß er recht hatte. Wenn ich „Hilf mit!" richtig gelesen hätte, dann wäre mir diese Dummheit nicht unterlaufen.

„Übrigens", flüsterte mir Rudi dann noch zu, „Gerhards Erzählung war ja auch aus einem Band der Schriftenreihe, der heißt „Schiff im Eis". Du siehst, Gerhard ist auch auf Draht!" Ein bißchen schlauer geworden, schob ich ab. „Na wartet", dachte ich, „am nächsten Heimabend sollt ihr euch alle wundern." Pitt.

. . . und gelacht haben wir!



Till ist wieder im Lande!

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten; Linolschnitte: Will Halle

Die störenden Kinobesucher

An einem regnerischen Tag entschließt sich Till, auch einmal das Lichtspielhaus des kleinen Städtchens zu besuchen. Er hat einmal rechte Lust auf einen schönen Film und ebenso auf die neueste Wochenschau.

Pünktlich, also kurz vor Beginn der Vorstellung, löst er sich seine Eintrittskarte und betritt mit den vielen anderen das Lichtspielhaus. Alle nehmen Platz. Gleich beginnt der Film. Langsam verlöschen die Lampen. Es wird dunkel. Schon zeigen sich die ersten Bilder, da knarren Türen und Bänke. Die verspäteten Besucher kommen. Ächzend und schnaufend schieben sie sich rücksichtslos durch die Bankreihen. Mehr als einem treten sie dabei auf die Füße.

Im Kino ist große Unruhe. Die Zahl der Zuspätkommenden scheint gar kein Ende zu nehmen. Schon murren einige der pünktlichen Besucher über die Störenfriede. Der Kinobesitzer rauft sich vor Verlegenheit die Haare. Jeden Abend hat er diesen Ärger, und dennoch kann er es nicht abändern. Was soll er dagegen tun?

Auch neben Till hat sich ein dicker, schnaufender Besucher hingepflanzt. Kaum sitzt er, und Till ist zufrieden, wieder etwas vom Film sehen zu können, da beginnt der Dicke umständlich und geräuschvoll eine Tafel Schokolade auszupacken. Hinter ihm und vor ihm ertönen Zischlaute. „Ruhe", heißt es. Aber er scheint dies nicht zu hören. Bedächtig wickelt er seine Schokolade aus dem knitternden Silberpapier und beginnt zu schmatzen. Und das mitten in der Wochenschau.

In Till kocht es. Aber er kann nichts machen. Erstens ist der Dicke durchaus nicht der einzige, der so rücksichtslos ist, und zweitens hat Till ja hier kein Hausrecht. Trotzdem will er diesen Störenfrieden einmal einen Denkzettel geben. Aber wie? Doch auch hier hat er bald die Lösung gefunden. Leise lacht er vor sich hin. Der Dicke schaut ihn dafür vorwurfsvoll von der Seite an, als wenn er über „eine solche Rücksichtslosigkeit" empört wäre. Aber Till schmunzelt weiter. Gleich nach der Vorstellung geht er zu dem Kinobesitzer und unterbreitet ihm seinen Vorschlag.

Zuerst will der nicht recht heran. Aber Till versteht es, ihn zu überzeugen. Und so geschieht es, daß am nächsten Tage jeder verspätete Kinobesucher einen verschlossenen Briefumschlag überreicht bekommt, auf dem die Worte stehen: „Erst nach der Vorstellung öffnen." Wie jedoch vorauszusehen ist, richten sich die wenigsten danach. Kaum sitzen sie auf ihren Plätzen, da reißen sie auch schon die Umschläge auf. Zu ihrer großen Überraschung und Freude finden sie darin je eine Freikarte für die am nächsten Sonntag stattfindende Sondervorstellung. Ein Vermerk „Karte unübertragbar und unverkäuflich" weist sie darauf hin, die Freikarte wirklich nur als ein rein persönliches Geschenk zu werten. Stolz und zufrieden erzählen sie dies weiter und freuen sich, wenn die meisten der anderen Kinobesucher ihnen erstaunt die Antwort geben: „Wir haben keine Freikarte erhalten. Das ist ja sonderbar."

Sie wundern sich mit Recht, und viele von ihnen stellen erbost fest, daß nur die Zuspätgekommenen dieses Geschenk erhalten haben. „Das ist ungerecht!" sagen sie zueinander, „gerade diese ewigen Störenfriede zu beschenken. Nie wieder gehen wir ins Kino."

Manche verlassen schon während der Vorstellung verärgert das Lichtspielhaus. Wieder andere sagen dem Kinobesitzer laut und deutlich die Meinung. Der steht wie verdattert da, nur Till schmunzelt die Empörten an. Er scheint sich sogar diebisch zu freuen. Jedesmal, wenn ein solch Empörter an ihm vorbeigeht, macht er eine tiefe Verbeugung und sagt verbindlich: „Es tut uns wirklich leid, aber Sie passen nun einmal nicht in diese geschlossene Gesellschaft. Wir haben uns unsere Leute dazu ausgesucht."

Die meisten antworten ihm darauf gar nicht und gehen schweigend vorbei. Im tiefsten Innern schwören sie sich, nie wieder dieses Kino zu betreten, das erstens seine guten Besucher schlecht behandelt und außerdem zu allem Überdruß auch noch unhöflich. Hin und wieder murmelt einer leise, aber doch für Till verständlich: „Alter Flegel!" Das scheint jedoch auf Till keinerlei Eindruck zu machen. Er lacht trotzdem leise vor sich hin, wie es nun einmal seine Art ist.

Eine sonderbare Kinovorstellung

Bald ist der Sonntag der Sondervorstellung gekommen. Er ist eine große Überraschung für alle, die eingeladen worden sind. Wenn sich auch der Kinobesitzer schon oft verflucht hat, dem Rat Tills gefolgt zu sein, wenn er auch heute ein wenig aufgeregt ist und am liebsten die ganze Vorstellung abblasen möchte — jetzt geht es nicht mehr. In dichten Scharen strömen die Eingeladenen herbei, lachend und schwatzend. Am Eingang des Lichtspielhauses steht freundlich schmunzelnd Till und übergibt an jeden Besucher eine Tüte mit eingewickelten Bonbons. „Keine Vorstellung ohne Süßigkeiten", meint er lachend, und dankbar nehmen die Besucher das neue Geschenk entgegen.

Um elf Uhr vormittags sollte die Vorstellung beginnen. Aber noch um halb zwölf sitzen die Eingeladenen vor der leeren Leinwand. Immer noch kommen neue hinzu, die sich auch heute verspätet haben. Schon murren einige: „Wann fängt es denn hier eigentlich an?" Immer lauter werden die Rufe nach der Vorführung des Films. Endlich, nach langem Warten, verdunkelt sich der Saal. Der Film beginnt. Zur gleichen Zeit aber beginnt eine große Unruhe im Saal. Papier knistert, hier und da hört man laut sprechen. Kurzum, es ist ein Tohuwabohu wie in einer Judenschule. Überall werden laute Entrüstungsrufe laut. Einer macht dem anderen Vorwürfe, einer heißt den anderen einen rücksichtslosen Menschen. Es ist ein Lärm, wie ihn das Kino nie zuvor erlebt hat. Niemand scheint auf den Film zu achten. Der läuft auch nicht lange. Kaum eine Viertelstunde. Da erhellt sich plötzlich wieder der Saal. Im Nu legt sich die Unruhe. Was ist los? Warum hört denn der Film so plötzlich auf? Ist etwas geschehen? Die Antwort erfolgt auf dem Fuße. Wieder wird der Saal dunkel, nur die Bühne bleibt vom Scheinwerferlicht bestrahlt. Und mitten im Licht steht Till und lacht, lacht so herzerfrischend und mitreißend, daß unten im Saale bald die ersten mitlachen. Ja, bald lachen alle die Eingeladenen, lachen, lachen und lachen. Keiner aber weiß warum.

Nur Till kennt den Grund. Er lacht mit Recht. Urplötzlich hört er auf und winkt den anderen zu. Da hört auch das dröhnende Gelächter im Saale auf. Till tritt ganz dicht an die Rampe, seine Augen mustern verschmitzt die Besucher, dann hält er zum ersten Male in seinem Leben eine Rede.

„Meine lieben Freunde", sagt er, „wir haben soeben zusammen gelacht. Wir haben so gelacht, daß jeder uns hätte für Narren halten können. Ihr habt gelacht — und niemand von euch hat gewußt warum." Laut unterbricht ihn da eine Stimme: „Na, du vielleicht?" Till blickt lachend in die Ecke, aus der dieser Zwischenruf kam, und antwortet: „Ja, mein Lieber, ich weiß es. Dazu seid ihr ja eingeladen worden, daß ich euch dies einmal sage. Worüber ich gelacht habe, wollt ihr wissen? Nur über euch und eure Empörung. Ihr sollt heute einmal die Wahrheit hören, auch wenn sie euch nicht paßt. Seht einmal nach der Tür zum Ausgang. Dort stehen zehn wackere und kräftige Männer, die lassen keinen von euch hier heraus, bevor ihr nicht in Ruhe meinen Worten gefolgt seid."

Ein Riesenlärm erhebt sich da im Saal. Schimpfworte über Schimpfworte werden zur Bühne gerufen. Till hört sich das eine Weile an, dann verschwindet er. Eisern stehen die Männer an den Türen Wache. Sie sind wie alte Landsknechte gekleidet und halten in ihren derben Fäusten lange Spieße, mit denen sie die allzu aufdringlichen Besucher abwehren. Immer mehr steigert sich der Lärm. Rufe nach der Polizei werden laut. „Das ist ja Freiheitsberaubung. Hilfe! Hilfe!" Aber die ist weit weg. Dafür erscheint auf der Leinwand vorn eine Schrift:

„An alle lärmenden Besucher!

Diese Sondervorstellung kann erst nach völliger Ruhe im Saal fortgesetzt werden. Wer also pünktlich zum Mittagstisch heim will, der übe sich im Schweigen und sei ein Beispiel für die anderen. Till."

Wieder empören sich die im Saale. Aber bald sehen sie ein, daß es tatsächlich das beste ist, zu schweigen und abzuwarten. Langsam legt sich der Lärm. Niemand spricht mehr, niemand knistert mehr mit den Bonbontüten — es ist eine geradezu wunderbare Stille. Aber innerlich kochen alle vor Wut.

Ein Gongschlag ertönt. Wieder erscheint Till auf der Bühne. Freundlich winkt er allen zu. „So ist's richtig", sagt er, „nun können wir uns einmal vernünftig unterhalten."

Und nun packt er aus. Mit beißendem Hohn überschüttet er seine verdutzten Zuhörer. „Ihr wollt kluge Menschen sein?" ruft er in den Saal. „Vornehm und gebildet dünkt ihr euch. Was aber seid ihr in Wirklichkeit? Rücksichtslose, unhöfliche Menschen, die nur sich und ihr Vergnügen kennen.

Ich weiß, daß ihr bei euerm ganzen Tun und Lassen solche Menschen seid wie hier sonst im Kino. Deshalb lud ich euch zu dieser Vorstellung ein. Ihr solltet einmal eure Unhöflichkeit selbst erleben. Ihr solltet einmal sehen, wie störend Rücksichtslosigkeit ist, deshalb begann die heutige Veranstaltung erst, als sich die letzten Eingeladenen hier einfanden. Ihr solltet einmal feststellen, wie störend ihr oft wirkt, deshalb beschenkte ich euch mit Bonbons. Ihr habt euch heute einmal selbst erlebt. — Hoffentlich habt ihr genug daraus gelernt. Das wünsche ich euch, der Till." Mit einer tiefen Verbeugung entschuldigt sich der Till, dann verkündet er noch: „Um alle Irrtümer zu vermeiden, möchte ich euch noch sagen, daß mich allein die Schuld für diesen euch gespielten Streich trifft. Auf mein Haupt mögen eure Flüche fallen. Der Besitzer dieses Kinos sowie die wackeren Männer am Ausgang sind unschuldig."

Im Saal entsteht große Unruhe. Drohungen gegen Till werden laut. Ein paar lachen versöhnt und stecken die anderen damit an.

Till winkt noch einmal und bittet um Ruhe. „Ihr sollt jedoch nicht umsonst gekommen sein", ruft er lachend, „nicht nur Lehren solltet ihr von mir annehmen. Nein, am Eingang erhaltet ihr nachher richtige Eintrittskarten, die euch der Besitzer dieses Kinos schenkt. Diesmal sind sie echt. Ich wünsche euch allen viel Spaß!" Dann verschwindet er von der Bühne. Als die genarrten Besucher das Lichtspielhaus verlassen, ist er längst daheim.

In der Stadt ist die nächsten Tage ein tolles Gelächter. Nun sind die damals nicht Eingeladenen nicht mehr böse. Sie begreifen jetzt, daß sie in dieser geschlossenen Gesellschaft nichts zu suchen hatten. Schadenfroh lachen sie die genarrten Kinobesucher aus. Die meisten der Hineingelegten schweigen dazu und lachen vielleicht sogar über den ihnen zugefügten Streich. Ein paar jedoch verfassen eine empörte Denkschrift gegen Till und verklagen ihn wegen „Freiheitsberaubung" beim Bürgermeister. Der aber freut sich, als er von diesem Streich erfährt. Dann entschließt er sich doch, Till ernstlich zu verwarnen. — Der Stadtdiener geht auf seine Anordnung los, um Till aufs Bürgermeisteramt zu holen. Als er jedoch nach vieler Mühe die Stiegen zur Wohnung des Buchhalters Tiedke erklommen hat, erfährt er, daß Till schon des Morgens in der Früh weitergewandert ist. Frau Tiedke überreicht ihm nur einen Brief. „Eine schöne Empfehlung von Herrn Till", sagt sie, „und Sie möchten diesen Brief dem Herrn Bürgermeister übergeben."

Der Stadtdiener ist erstaunt. „Nanu", fragt er, „wußte denn Herr Till, daß ich kommen würde." Da macht Frau Tiedke ihrem früheren Mieter alle Ehre und zeigt, daß sie von ihm gelernt hat. „Ja", antwortet sie, „er war doch ein Narr, und Narren wissen vieles, ohne immer alles zu sagen. Das ist ja das Gute an den Narren."

Kopfschüttelnd stampft der Bote mit dem Brief die Treppen herunter. „Völlig übergeschnappt", stellt er fest, „hat doch der Kerl diese arme Frau verrückt gemacht." Im Stadthaus übergibt er dem Bürgermeister den ihm anvertrauten Brief. Der öffnet den Umschlag, entfaltet den Briefbogen und liest: „Sehr geehrter Bürgermeister! Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich längst über alle Berge. Ich weiß, daß mein Streich nicht richtig war. Ich weiß auch, daß man mich wegen „Freiheitsberaubung" angeklagt hat. Ich bin im Unrecht, und wenn man unrecht hat, dann muß man es auch einsehen und daraus die Folgerungen ziehen. Deshalb verlasse ich Ihr freundliches Städtchen. Ich war ein Narr, ich bin ein Narr und will immer einer bleiben. Es grüßt Sie herzlichst Till."

So schreibt der Till. Der Bürgermeister aber lacht laut los. „Laßt ihn laufen!" bestimmt er, und wieder schütteln einige Untergebene ratlos ihre Köpfe. Das begreifen sie nicht. Kein Wunder, denn verzeihen und weitherzig sein können nur wirklich große Menschen. Nur kleinliche Menschen ärgern sich über kleine Dinge.

Das ist die Weisheit des Narren.

Die Sache mit Donnerkeil

Längst marschiert Till wieder munter pfeifend die Landstraße entlang. Mit hellen, lachenden Augen betrachtet er die Welt, sieht die wogenden Getreidefelder, den herrlich blauen Himmel und ist so froh, wie ein junger Mensch in seinen Jahren nur sein kann.

Manchmal bleibt er stehen und kniet vor einer kleinen Blume nieder. Liebevoll ruhen seine Blicke auf den zarten Pflanzen, und wer ihn so sehen würde, der würde kaum glauben, daß dies derselbe Till ist, der alle Leute zum besten hält. Ja, Till liebt die freie Natur mit allen Tieren und Pflanzen, mit allen Bäumen, Sträuchern und allen Bergen, Hügeln, Tälern, Flüssen und Bächen. Allem, was auf Erden lebt, ist er zugetan. Und darum liebt er auch die Menschen; denn seine Streiche sollen ihnen helfen, nicht aber schaden.

Als die Dämmerung über das Land hereinsinkt, erreicht Till ein kleines Dorf. Im Dorfkrug setzt er sich still in eine Ecke, bestellt sich sein Abendbrot und kaut dann munter drauflos; denn er hat vom langen Marsch einen ganz beachtlichen Hunger. Er ist ganz allein im Schenkraum, nur im Nebenraum scheint eine größere Gesellschaft versammelt zu sein. „Sie scheinen sich dort zu zanken", denkt Till bei sich, „das ist ja ein Mordslärm in dem Raum." Schließlich fragt er den Wirt, der geschäftig mit seinen Bierkrügen hin- und hereilt.

„Ist 'ne schwierige Sitzung vom Schützenverein", ruft der ihm im Vorbeilaufen zu. Doch das sagt Till gar nichts. Er ist genau so schlau wie zuvor. Der Wirt setzt sich, als er bemerkt, daß Till sich für die Tagung nebenan interessiert, während einer kleinen Atempause zu Till an den Tisch. „Das ist nämlich so", erklärt er ihm, „unser Gutsbesitzer im Orte, der alte Donnerkeil, wie wir ihn nennen, hat morgen Geburtstag. Nun ist er als reichster Mann hier im Dorfe für viele ein Brot- und Arbeitgeber und außerdem auch Ehrenvorsitzender unseres Schützenvereins. Zu Beginn der heutigen Sitzung, noch bevor Sie angekommen sind, hat nun der alte Donnerkeil die Forderung gestellt, daß morgen in der Früh der Schützenverein ihn mit Musik wecke und dann im Parademarsch an ihm vorbeiziehe. Das ist natürlich einfach unmöglich, so etwas gibt es ja in der heutigen Zeit nicht mehr. Schließlich sind wir ja keine Puppen, die von jedem gespielt werden können und vor jedem strammstehen müssen. Das haben wir ihm auch erklärt. Darauf ist er saugrob geworden, hat uns angeschrien, er könne dies als Ehrenvorsitzender verlangen, und hat dann die Tür hinter sich zugeknallt, nicht ohne vorher zu drohen, daß er sich bei Weigerung entsprechend rächen würde." So berichtet der Wirt und erklärt Till, daß nun die meisten Bauern mit Recht annähmen, daß der alte Gutsbesitzer ihnen Brot und Arbeit einschränken werde. „Das darf er nicht", tröstet Till den Wirt, „er würde sich dem Staat gegenüber ins tiefste Unrecht setzen und von ihm dafür zur Verantwortung gezogen werden."

Der Wirt scheint dies jedoch nicht recht zu glauben. Er macht auch seine Bedenken geltend. „Sehen Sie", meint er beinahe ängstlich, „sonst geht bei uns ja alles gut. Wenn der junge Herr, das ist der Sohn vom alten Donnerkeil, im Ort ist, dann klappt alles wie am Schnürchen. Aber der Alte ist nun einmal verbohrt und stänkerig. Mit dem ist nicht zu spaßen. Außerdem soll er gute Beziehungen nach oben haben."

Da lacht Till los. „Lieber Mann", sagt er, „was heißt hier Beziehungen? Wer mit seinen Beziehungen prahlt, ist meistens ein Nichtkönner. Sonst brauchte er keine Beziehungen, sondern besäße Freunde und Förderer seines Schaffens. Die Menschen, die sich nach Beziehungen sehnen und zerreißen, vergessen immer das Wichtigste: Die Arbeit."

Ernst nickt der Wirt, als Till fortfährt: „In unserem Staate gilt nur die Leistung und die Arbeit. Wer Hervorragendes und Großes schafft, der wird überall Anerkennung und Freunde finden. Beziehungen sind nichts, denn sie kommen und vergehen. Nie aber sind sie von Dauer."

„Na ja", gibt der Wirt zu, „das ist alles schön und gut, was Sie sagen. Aber bitte, nun raten Sie uns einmal in unserem Falle. Was sollen wir denn tun?"

Nachdenklich fährt sich Till mit der Hand durch sein volles, buschiges Haar. Eigentlich hat der Wirt recht. Mit Klugreden, auch wenn alles stimmt, ist hier nicht geholfen. Da muß er wohl wieder einmal einspringen.

„Wißt Ihr was", sagt er auf einmal, „ich helfe Euch. Kennt Ihr mich?"

Verneinend schüttelt der Wirt sein kräftiges Haupt. „Nein", meint er, „Sie sind hier fremd und wohl sicher überhaupt nicht aus der Gegend." „Stimmt, stimmt", nickt der Gast zurück, „ich bin auf einer Reise. Mein Name ist Till." — Da schlägt der

Wirt vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen. „Was denn", ruft er erfreut, „Sie sind der Till? Sie haben in unserer Kreisstadt den herrlichen Streich vollbracht, der in unserer Zeitung stand?"

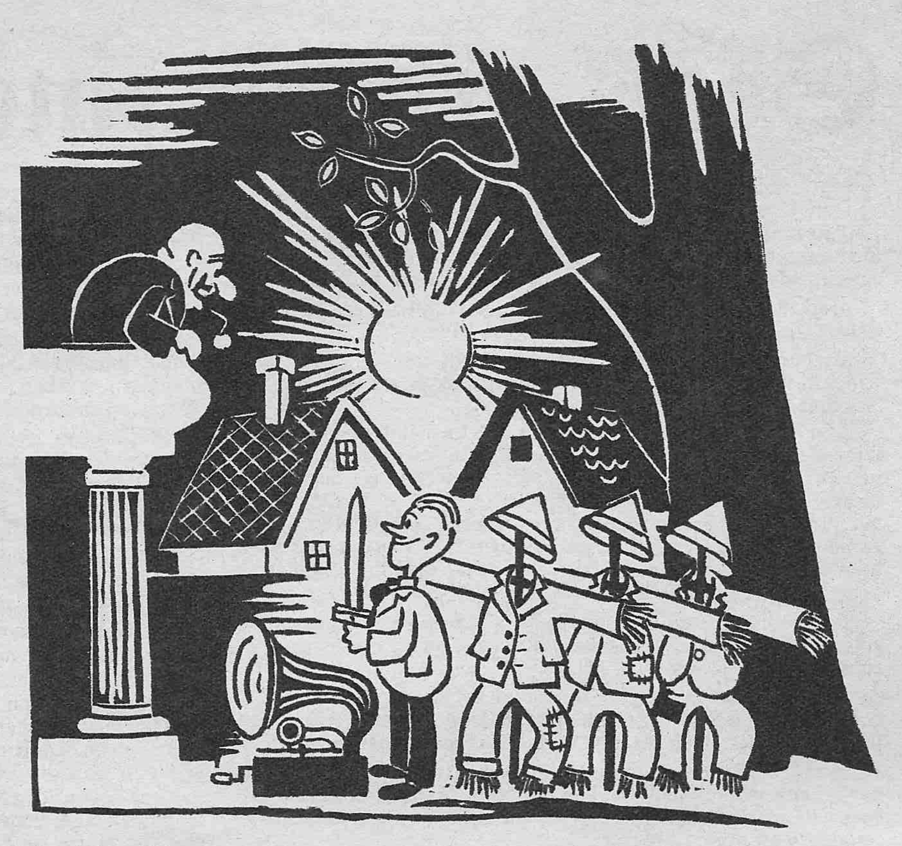
Till lacht: „Ja, der bin ich. Wenn Ihr mir vertraut, will ich Euch gern helfen."

„Einen Augenblick", bittet der Wirt ihn, „ich komme gleich wieder." Dann stürzt er sich sofort in das Vereinszimmer, wo sich der Schützenverein des Ortes noch immer mit sorgenvollen Mienen berät. Schnell berichtet er allen seinen Schützenbrüdern vom Auftauchen des Till. „Das ist die Rettung", schreit er in den Saal, „wenn uns jetzt überhaupt einer helfen kann, dann nur der Till."

So schnell wollen sich die anderen nicht überzeugen lassen. Einige meinen, die Sache sei eine Angelegenheit des Dorfes und ginge einem Fremden überhaupt nichts an. Andere halten es für unmöglich, durch irgendeinen Streich die unangenehme Angelegenheit zu bereinigen.

„Mit Dummheiten erreicht man in solchen ernsten Dingen nichts", ereifert sich einer. „Wie kann uns dieser Narr helfen? Unsere Sache ist viel zu ernst, als daß man damit spaßen könne."

„Haben Sie Angst?" fragt da von der Tür her eine Stimme. Till ist es, mit pfiffigem Gesicht steht er im Türrahmen. „Sie wollen Ihrem alten Donnerkeil mit Recht den Gehorsam verweigern. Sie wollen ihn belehren und ihm erklären, warum Sie seinem Wunsch nicht folgen können. Warum wollen Sie ihm nicht durch einen Scherz eine Lehre erteilen? Ein guter Scherz nimmt jedem sonst beleidigenden Worte die Schärfe. Humor versöhnt und schafft Verständnis."



„Recht hat er", nicken da die meisten und bitten Till an ihren Tisch. Die anderen fügen sich der Mehrzahl. Dann erzählen alle vom Gut und davon, daß der alte Donnerkeil sonst ein ganz ordentlicher Kerl wäre, der nur hin und wieder seine Mucken bekäme.

Noch einmal schlägt ein Überängstlicher vor, lieber überhaupt nichts zu unternehmen. „Das beste ist, zu schweigen", rät er. Da wird Till zum ersten Male grob. „Schweigen", ruft er, „ist gut, wenn es um Dinge geht, die nur einen Menschen persönlich oder eine geheime Sache angehen. Es ist nicht immer ein Zeichen von Klugheit, wenn jemand schweigt, oft stecken nur Dummheit und Feigheit dahinter. Schweigen am rechten Ort ist Goldes wert. Untätiges Schweigen zu a l l e m, was geschieht, ist unverantwortliche Gesinnungslosigkeit und Mangel an Persönlichkeit."

Die Männer im Raum stimmen Tills Worten zu. So ist's recht. So denken auch sie, nur konnte es niemand von ihnen so recht aussprechen. Sie schenken Till ihr volles Vertrauen und lauschen gespannt, als er ihnen seinen Plan entwickelt.

Am anderen Morgen klingt vor dem Gutshause laute Marschmusik auf. Sie weckt den alten Donnerkeil aus tiefstem Schlaf. Lauschend richtet er sich in seinem Bett auf. Also hat der Schützenverein sich die Sache doch noch überlegt. Stolz lächelt er vor sich hin, dann springt er voller Freude aus den Federn. Schnell ist er gewaschen und angezogen. Noch einmal rückt er sich vor dem Spiegel den Binder zurecht, dann betritt er mit stolzen und selbstbewußten Schritten den Balkon seines Hauses, um den Musikanten zu danken und den Vorbeimarsch des Schützenvereins abzunehmen.

Auf einmal erkennt er, daß man ihn genarrt hat. Ihm ist, als hätte er einen Schlag über den Kopf bekommen.

Unten steht wohl eine Marschkolonne angetreten, aber nicht, wie er erhofft, von Schützen des Dorfes. Nein, dem alten Donnerkeil wird der Kragen zu eng, eine Garde von Vogelscheuchen ist da unten aufgebaut. Vogelscheuchen, richtige schmutzige und ausgefranste Vogelscheuchen. Davor aber steht der Till und schwingt über einem alten, ausgeleierten Grammophon den Taktstock.

Jetzt erst merkt der alte Gutsbesitzer, daß die Musik elend laut und krächzend aus dem alten Blechtrichter kommt.

Zuerst sieht es aus, als wolle der alte Donnerkeil vor Wut vergehen. Dann aber platzt er los. Er erinnert sich an einen ähnlichen Streich aus seiner Studentenzeit. „Hahahahaha!" lacht er, „das ist ja eine Überraschung." Und zu Tills eigener Verwunderung winkt er ihm zu und ruft: „Los, kommen Sie herauf! Sie müssen unbedingt mit mir speisen."

Erstaunt stellt Till das Grammophon ab und geht dann in das Gutshaus. Mit offenen Armen kommt ihm der alte Donnerkeil entgegen und empfängt ihn freundlich, wie einen lieben Gast. Nur mit Mühe kann Till seinen ehrlich gemeinten Glückwunsch zum Geburtstag anbringen.

Bald sitzt er verdattert mit dem Alten am Frühstückstisch. Damit hat er, ehrlich gestanden, nicht gerechnet. Er macht dem alten Donnerkeil gegenüber auch gar kein Hehl daraus. „Sie haben mir durch Ihre Freundlichkeit meine ganze Planung über den Haufen geworfen", sagt er. Lachend wird er gefragt, was er denn noch geplant hätte. „Eigentlich nicht viel", antwortet Till, „ich wollte Ihnen nur durch eine kurze Rede ein wenig Verständnis für die heutige Zeit verschaffen."

„Ist schon gut", nickt ruhig der Gutsbesitzer, „ich meine das ja auch alles gar nicht so. Ich habe eben manchmal einen Tick, na, und den hat ja wohl jeder Mensch einmal. Ich bin eben so, und man kann von einem Ochsen kein Rindfleisch verlangen."

„Ich glaube Ihnen gern", stimmt Till ihm zu, „sicher meinen Sie alles ehrlich und halten Ihr Handeln für gut. Aber es ist immer ein Fehler, wenn sich ein Mensch von den anderen absondern und durch eine unsichtbare Schranke trennen will. Das ist ungesund und in heutiger Zeit überholt."

„Sagt mein Sohn auch immer", nickt der alte Donnerkeil, „aber Ihr Streich hat mich eigentlich erst richtig geradegebogen. Ich danke Ihnen." — Dann erzählt er aus seiner Studentenzeit und fröhliches Lachen füllt das Gutshaus. Der alte Donnerkeil ist, wie Till sehr bald feststellt, ein rechtschaffener und kerniger Mann, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Lange unterhalten sich die beiden noch, dann sagt der alte Gutsbesitzer: „Wissen Sie, mein lieber Till, ich freue mich, daß endlich einmal einer den Mut gefaßt hat, mir eine derbe Lehre zu erteilen. Ich bitte Sie, heute abend mein Gast zu sein." Dankbar verbeugt sich Till, will aber noch etwas sagen. Doch der alte Donnerkeil läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Dem Wirt aber bestellen Sie, er möge ein Fäßchen Wein für die Schützengilde ausschenken. Ich wäre nicht böse über den Streich." Till dankt für die Gilde und eilt dann frohgestimmt heim. Zu Hause schlägt er sein Tagebuch auf.

„Mit Humor und Freundlichkeit erreicht man viel. Man muß seinen Mitmenschen verstehen lernen und ihm so gegenübertreten, wie er es verdient. Ein innerlich gefestigter Mensch ist über kleinliche Dinge erhaben. Ein kleinlicher Mensch dagegen zerbricht an ihnen." — So schreibt der Till. (Fortsetzung folgt.)

Sechs graben einen Schatz

Heute kam Hans mit ganz blanken Augen in die Schule. Er mußte etwas ganz Großes vorhaben, das sahen ihm seine fünf Freunde, Walter, Kurt, Rudi, Gerhard und Max, sofort an. Doch was mochte es sein? — Aber bevor sie ihn fragen konnten, erklang schon die Schulglocke, und der Lehrer trat herein.

Schnell sprang die Klasse auf und grüßte ihren beliebten Lehrer Forster mit einem frohen „Heil Hitler!".

Er dankte ihnen ebenso frisch und vergnügt. Er wußte, daß seine Klasse ihn liebte, und er hing genau so an ihr, wie die Jungens an ihm.

„In der Heimatkunde", so begann er seinen Unterricht, „haben wir zuletzt die Entstehung und das Aufblühen unseres Heimatortes behandelt. Ich erzählte euch, daß zu allererst das Schloß am Berge stand. Erst später kamen einzelne Höfe hinzu, deren Bauern im Dienste des Schloßherrn standen und für ihn, wenn es not tat, in den Kampf ziehen mußten. Den Frauen und Kindern bot das burgartige Schloß dann Unterkunft und Schutz mit seinen festgefügten Mauern.

Heute will ich euch nun eine Sage vorlesen lassen, die ich durch einen Zufall fand, und die von unserem Schloß am Berge berichtet."

Gespannt hörten die Jungen ihrem Lehrer zu. Heimatkunde, das war ihre liebste Unterrichtsstunde. Und Lehrer Forster verstand es wirklich, diese Stunde lebhaft und spannend zu gestalten.

Herr Forster winkte Hans zu sich heran: „Lies uns die Sage vor", sagte er und schob ihm das Buch hin. Hans nahm oben auf dem Lehrerpult Platz, während sich der Lehrer mitten unter seine Jungen setzte. Hans begann:

„Vor etwa einem halben Jahrtausend baute sich ein reicher Graf am Hange des großen Berges ein Schloß. Gar stattlich grüßte es hoch oben in das Tal hinab. Es war nicht nur das schönste und das größte weit und breit, sondern auch das stärkste und das am meisten befestigte. Am Toreingang des Schlosses, das als feste Burg seinen Bewohnern und den Bauern unserer Heimat steten Schutz gewährte, stand der Leitspruch des Schloßherrn: „Wir fürchten nichts und trotzen jedem."

Der Schloßherr war ein edler Mann, der zwar seine Leute streng und hart zur Arbeit antrieb, aber auch für sie eintrat und sie schützte, wenn es sein mußte. So ist überliefert, daß er einstens mit einem anderen Grafen, dessen Burg in der Nähe lag, blutige Fehde begann, weil dieser ein paar Bauern seines Hofes überfallen und getötet hatte. Ferner berichtet eine alte Chronik, daß die Herren vom Schlosse am Berge sehr eifrig den Bau von Bauernhöfen rings um ihr Schloß auf ihren Gütern unterstützt haben. Sie waren deshalb bei ihren Bauern sehr beliebt. Oft auch kamen sie zu den Grafen und baten sie um Hilfe, und selten verließ einer das Schloß, dem nicht geholfen worden war. Als einst ein stärkerer Gegner das Schloß am Berge überfiel, alles dort oben verwüstete und in Brand steckte, haben die Bauern ihren Herrn gerettet, ohne daß es jemals genau bekanntgeworden ist, wie dies geschah. Trotzdem die Feinde das Gelände rings um die Burg besetzt hatten und ein dichter Ring von Landsknechten und Troßbuben alles absuchte, entgingen ihnen der Burgherr und seine Angehörigen doch. Auch seinen Goldschatz konnten sie nirgendwo entdecken, so genau sie auch alles absuchten. Nur ein Bauer fiel ihnen in die Hände; der aber verriet nichts, obwohl er bis zum Tode gefoltert wurde. Vom Schloßherrn, seinen Leuten und dem Goldschatz aber hörte niemals mehr jemand etwas. Man nimmt an, daß sie glücklich entkommen sind."

„Schluß", sagte Lehrer Forster, und Hans klappte das Buch zu. Seine Augen aber strahlten noch heller als zu Beginn der Stunde.

„Was mag nur mit ihm los sein?" überlegten seine Freunde. Sie rieten hin und her, und am liebsten hätten sie sich gar in der Stunde verständigt und ihre Gedanken ausgetauscht. Aber da sie ja nicht sprechen durften, vertagten sie ihre Aussprache auf die Pause, die ja auch einmal kommen mußte, auch wenn die Stunde noch so spannend war. Denn selbst bei noch so neugierigem Zublinzeln verriet Hans kein Wort. Nur durch eine Handbewegung deutete er an, daß er in der Pause erzählen würde. Da hieß es eben warten. Aber auch die Pause kam bald herbei. Hans nahm seine fünf Freunde beiseite und teilte ihnen mit: „Jungens, ich habe einen geheimen Gang entdeckt. Ganz nahe bei dem alten Schloß."

Die fünf sperrten Mund und Nase auf. Kurt sagte sofort: „Den müssen wir untersuchen", und Walter meinte: „Vielleicht finden wir sogar den Goldschatz."

Kurzum, alle waren Feuer und Flamme, als Hans sie für den Nachmittag um vier Uhr zum Treffen in der Birkenlichtung am Rande vor dem Dorf bestellte.

„Geht in Ordnung", sagten sie alle und drückten ihm die Hand. Dabei war es selbstverständlich, daß sie über die Entdeckung schweigen würden, und ebenso selbstverständlich, daß jeder ein Werkzeug mitbrachte.

Mit lautem „Heil" gingen sie auseinander. Das Essen daheim und die Schularbeiten wurden so schnell geschafft wie noch nie. Pünktlich um vier Uhr waren alle an der verabredeten Stelle. Auch genügend Werkzeug war vorhanden: Axt, Hammer, Meißel, Stemmeisen und sogar ein kleiner Handwagen.

„Für den Goldschatz", lachte der kleine Max, der den Wagen mitgeschleppt hatte.

Hans brachte eine lange Wäscheleine und eine Stallaterne mit. „Du denkst aber auch an alles", meinte Walter bewundernd. Er wußte sofort, wofür sein Freund diese Dinge mitgebracht hatte.

„Na, dann kann es also losgehen", stellte Hans nach einem kurzen, abschätzenden Blick fest. Mit seiner kleinen Gefolgschaft konnte er schon zufrieden sein. Dann setzte sich der Trupp der Entdecker in Marsch zu den Ruinen des Schlosses am Berge.

Das große Rittergut des Dorfes hat jetzt dort seine Scheunen, Schuppen und Lagerräume eingerichtet. „Vorwerk" nennen es die Tagelöhner und die Instleute, die Bauern aber bleiben bei der alten Bezeichnung. Höchstens sagen sie einmal „das Vorwerk am Schloßberg" dazu. Aber das ist schon viel.

Kurz vor den neuen Gebäuden ließ Hans seinen Trupp haltmachen.

Kurt wurde vorgeschickt, zu erforschen, ob jemand auf dem Hofe sei. Die anderen pirschten leise unter der Führung von Hans weiter und nahmen Deckung hinter der großen Scheune.

Bald war auch Kurt wieder zurück. „Alles in Ordnung", meldete er. „Im Vorwerk ist niemand mehr. Die Leute sind alle auf dem Felde."

„Um so besser", freute sich Hans. Dann rief er seine Jungen dicht heran und führte sie vorsichtig an die nahe bei der Scheune gelegene Grube, aus der die Tagelöhner hin und wieder den Sand zum Stall und zum Hausreinigen holten. An einem dichten Holunderbusch machte er halt. Mit beiden Händen bog er das Gebüsch beiseite, und vor den Augen der erstaunten Jungen lag ein richtig ausgemauerter Gang. Zwar war er schon etwas zerfallen und zum Teil von Moos überwachsen, aber es war doch nicht schwer zu erkennen, daß hier einst ein festgebauter, geheimer Gang gewesen war, der durch das dichte Gestrüpp des alten Holunderstrauches lange Zeit vor Menschenaugen verborgen blieb.

„Junge, Junge", rief Walter erschrocken aus, „das ist ja eine tolle Kiste. — Und da willst du rein?" kam es kleinlaut hinterher. „Na klar", lachte Hans, „hast du Angst?" Walter zuckte nur die Achseln: „Das nicht, aber ein wenig mulmig ist mir doch."

Hans sah ihn ein wenig verächtlich an, sagte dann aber schnell wieder versöhnt: „Na gut, du bleibst mit Kurt draußen. Ihr wartet ab, bis wir uns melden. Paßt auf, daß keine Leute vom Gut hier zu dicht herankommen. Max, Rudi und du, Gerhard, ihr kommt mit mir mit."

Langsam kroch Hans in den Gang. Vor sich her schiebt er die angezündete Stallaterne. Die lange Wäscheleine hat er sich um den Leib geschlungen. Seine ihm folgenden drei Freunde halten daran die Richtung ein. Der Gang ist vollkommen finster. Die Stallaterne leuchtet nur immer ein bis zwei Meter im voraus.

Nach etwa hundert Metern beschwerlichen Weges rief Hans von vorn: „Rudi soll jetzt sitzenbleiben und das Ende der Leine festhalten. Max und Gerhard kommen noch weiter mit."

Stillschweigend setzt sich Rudi nieder. In seinen schmalen Fäusten hält er krampfhaft die Leine. Wenn die nicht gewesen wäre und er nicht gewußt hätte, daß seine Freunde und Kameraden daran hingen und ihm vertrauten, bei allem Mut, Rudi wäre schleunigst wieder aus dem unheimlichen Gang geflüchtet.

Hans schob sich indessen immer weiter vor. Auch Gerhard bekam bald den Befehl, zurückzubleiben. Ihm war nicht minder

sen…
drau…
aber n…
so allein…
kalten Gang d…
nicht gerade schön. … be-
stimmt nicht. Von einem … Forscherdrang erfüllt, schob er sich immer weiter nach vorn. Ihm dicht auf den Fersen folgte Max.

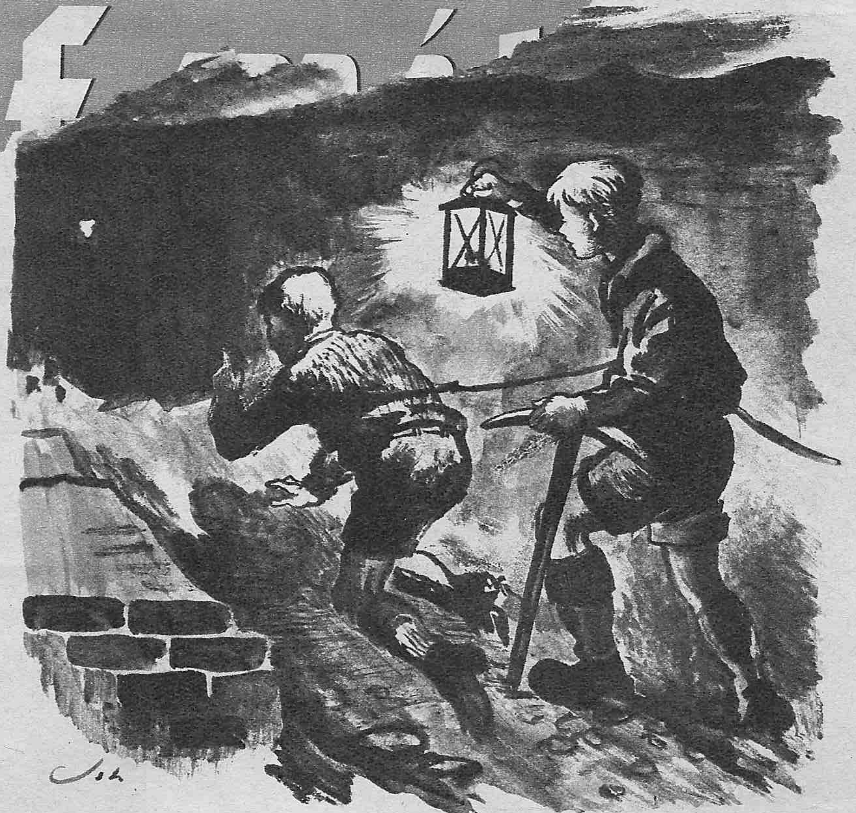
„Da“, überrascht zeigte Max nach vorn. Hans drehte sich erschrocken um. „Was ist los?“ — „Mensch, siehst du denn nicht“, rief ihm Max zu, „da vorn ist ja ein ganz kleiner Lichtschein.“ — „Blödsinn, wie soll denn hier ein Licht herkommen“, antwortete Hans. Er war felsenfest davon überzeugt, daß sich sein Freund geirrt habe. Plötzlich stolperte er und fiel hin. Ein Zischen und Klirren — die Lampe war erloschen.

„So eine Gemeinheit“, schimpfte Hans und stieß mit dem Fuß gegen einen großen Stein. „Hast du wenigstens Streichhölzer zur Hand, Max?“

Max verneinte. Das war ja nun böse. Da standen sie halb geduckt in einem unheimlichen, unterirdischen Gang ohne Licht und ohne Feuerhölzer.

„Wir müssen zurück“, stellte Hans fest. Aber jetzt war Max anderer Ansicht. „Nein“, versteifte er sich. „Wir kommen auch ohne Licht aus. Siehst du dort vorn den ganz schmalen Lichtstreifen? Also hatte ich vorhin doch recht.“

Nun sah auch Hans ihn. „Tatsache“, gab er zu. „Dann geht es natürlich weiter. Wir müssen doch endlich dahinterkommen, was dieser Gang bedeutet.“



„Da vorn ist ein kleiner Lichtschein.“ Zeichnung: Herbert Schenrich

Langsam tasteten sich die beiden wieder vorsichtig weiter vor. Endlich schien der Gang zu Ende zu sein. Hans, der immer noch als erster ging, konnte nirgends einen neuen Gang entdecken. „Feierabend, hier ist der Gang zu Ende.“

Max hatte sich inzwischen auch weiter vorgeschoben. Findig stieß er Hans an. „Du, hier ist das Lichtloch!“

Richtig. Da war ein kleines, vielleicht faustgroßes Loch im Gestein. Hans drückte sein Gesicht ganz fest daran und sah…

„Ist doch unmöglich“, sagte er nach einem Augenblick sprachlosen Staunens zu Max. „Sieh du doch einmal durch.“ Max folgte sofort.

„Au backe“, stieß er dann aus. „Das ist ja ein richtiges Goldlager.“

Hans war völlig verdattert. Also Max hatte es auch gesehen. Er hatte schon geglaubt, daß er sich getäuscht hatte. „Richtige große Goldbarren sind es“, meldete Max, der kaum von diesem Ausguck fortzubekommen war. „Gold, richtiges Gold. Ja, war denn das möglich?“

„Also vorwärts denn“, sagte Hans entschlossen und griff zur Hacke. Mit schweren Schlägen erweiterte er das Loch. Max räumte mit dem Spaten den Schutt beiseite. Es war ein hartes Arbeiten hier unten in dem Gang. Den beiden Jungen rann der Schweiß in Strömen den Körper herunter.

„Die anderen sollen helfen kommen“, meinte Hans dann auf einmal. Max zog fest am Seil. Das war das verabredete Zeichen.

„Sie kommen schon“, sagte er dann, „das Seil ist ganz locker.“

„Um so besser“, freute sich Hans. „Dann roll es nur gleich richtig auf. Wir brauchen es jetzt nicht mehr, denn wo Licht ist, muß auch die Möglichkeit sein, einen Ausgang zu finden.“

„Das ist wahr“, stimmte Max zu und rollte das Seil langsam zusammen. Dabei aber wurde sein Gesicht länger und länger.

„Du, Hans, ich glaube, die anderen sind ausgekniffen“, sagte er. „Das Seil muß gleich fertig aufgerollt sein.“

Hans drehte sich erregt um: „Du, das glaube ich aber nicht. Wir wollen einmal rufen.“ Er legte beide Hände vor den Mund. „Rudi, Gerhard“, rief er. „Ruuudiii… Geeerhaaard…“ Aber die Freunde antworteten nicht. Sie hatten wirklich den Gang verlassen.

„Feige Schufte“, knurrte Hans wütend. „Das wollen Jungens sein? — Jammerlappen sind es.“ Dann schlug er um so wilder mit der Hacke gegen die Mauer.

Auf einmal ging ein großes Krachen durch den Gang. „Die Decke bricht“, schrie Max in diesem Augenblick. Entschlossen stieß Hans ihn kopfüber durch das Mauerloch und folgte sofort hinterher. Es war auch höchste Zeit. Mit lautem Getöse stürzten Steine und Gebälk hinter ihnen zusammen. Sie wären totsicher erschlagen worden, wenn sie nicht rechtzeitig durch das Loch gekommen wären.

Blaß und zutiefst erschrocken starrten die Jungen in den verschütteten Gang. Sie sahen und hörten nichts anderes als den Einsturz.

„Verfluchte Lausejungens“, brüllte sie da jemand von hinten an. „Was wollt ihr denn eigentlich hier in meinem Keller? Was soll denn der Lärm?“ — Erschrocken drehten sich Hans und Max um. Vor ihnen stand Herr Forster, ihr Lehrer.

„Nanu“, sagte er, als er die Jungen erkannte. „Ihr seid ja so blaß. Was ist denn los? Was habt ihr denn ausgefressen?“

Stumm deuteten die beiden auf das Loch in der Wand. „Dunnerkiel“, entfuhr es dem Lehrer. „Das ist ja ein richtiger Erdrutsch.“ Dann strich er den beiden Jungen über die Köpfe und ließ sich erzählen. Als Max von den Goldtöpfen anfing, lachte er laut auf. „Ja ja, das hättet ihr nicht gedacht, daß ihr gerade in dem Keller eures Lehrers landen würdet. Eure Goldschätze sind meine Blecheimer mit eingemachtem Obst.“

Beschämt senkten die Buben die Köpfe. Ihnen war jetzt unheimlich zumute. Was würde nun wohl kommen.

„Nehmt es nicht so tragisch“, beruhigte sie ihr Lehrer. „Ich bin euch nicht böse. Nun geht schon nach Hause und laßt in Zukunft solche Dummheiten. Ihr hättet die Entdeckung des Ganges lieber mir gleich melden sollen. Ich hätte euch bestimmt geholfen und verhindert, daß ihr so leichtsinnig euer Leben aufs Spiel setzt.“ — Mit betrübten Gesichtern zogen die beiden Jungen heim. Nicht einen Ton erzählten sie von der mißglückten Schatzsuche.

„Nur gut, daß die anderen ausgerückt sind“, meinte Max auf dem Heimwege ganz leise zu Hans, „vielleicht wären sie sonst verschüttet worden.“ Der nickte nur.

*

Zwei Tage später erzählte Lehrer Forster im Unterricht, daß ein geheimer Gang entdeckt worden sei, der vom Schloß am Berge bis in das Dorf geführt habe. „Genau im Keller meines Hauses endete der Gang. Dies Haus gehörte aber früher zum Gut. Daraus ist zu erkennen, daß damals der Schloßherr mit seinem Schatz so den Feinden entkam, ohne daß diese die Flucht bemerkten.“

Die Klasse staunte. Noch mehr aber staunte sie, als Lehrer Forster Hans und seine Freunde nach vorn rief und dann sagte: „Hier, diese sechs Kameraden von euch haben den Gang entdeckt. Sie haben dabei geholfen, daß wir in der Geschichte unseres Dorfes einen Schritt weitergekommen sind.“

Strahlend gingen die sechs Schatzgräber wieder auf ihre Plätze und ließen sich gern von den Kameraden aus der Klasse beglückwünschen und die Hände drücken.

In der Pause standen sie dann zusammen, und Max meinte ehrlich: „Junge, Junge, wenn die wüßten, wie es wirklich war.“ Aber sie haben es nie erfahren. G. H.



Vormarsch



Achtung! Neue Nachrichten



Am Beobachtungsstand



Bilder vom SS-Bataillon des Sudetendeutschen Freikorps



Für den Einsatz bereit

Aufnahmen: Dr. Weskamp



Ausmarsch ins Gelände

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 756456. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.